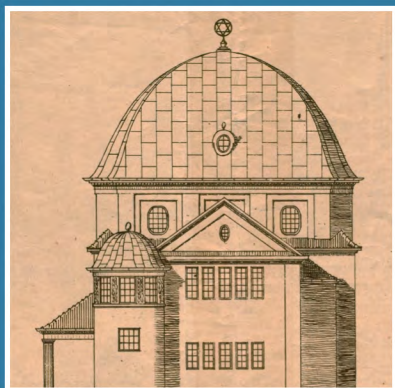
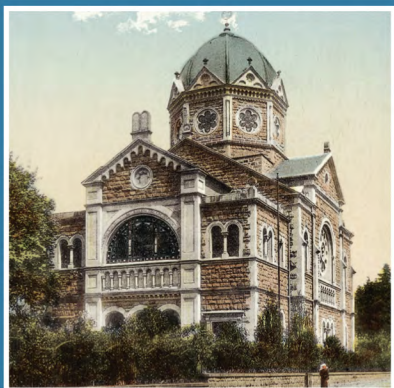


בית תפילה

Mehr als Steine Synagogen in Unterfranken



Mehr als Steine
Synagogen in Unterfranken

Staatliche Archive Bayerns

Kleine Ausstellungen

Nr. 68

Mehr als Steine Synagogen in Unterfranken

Eine Ausstellung des Staatsarchivs Würzburg in Kooperation mit dem Team des Synagogen-Gedenkbands Bayern und dem Beauftragten der Bayerischen Staatsregierung für jüdisches Leben und gegen Antisemitismus, für Erinnerungsarbeit und geschichtliches Erbe



München 2021

Staatliche Archive Bayerns – Kleine Ausstellungen

hrsg. von der Generaldirektion der Staatlichen Archive Bayerns

Schriftleitung: Laura Scherr

Redaktionelle Mitarbeit: Claudia Pollach

Nr. 68: Mehr als Steine. Synagogen in Unterfranken

Eine Ausstellung des Staatsarchivs Würzburg in Kooperation mit dem Team des Synagogen-Gedenkbands Bayern und dem Beauftragten der Bayerischen Staatsregierung für jüdisches Leben und gegen Antisemitismus, für Erinnerungsarbeit und geschichtliches Erbe

Konzeption und Bearbeitung: Cornelia Berger-Dittscheid

Staatsarchiv Würzburg, 9. November 2021 – 28. Januar 2022

Für den Inhalt des Ausstellungskataloges einschließlich der Bildrechte für die Abbildungen zeichnet die Verfasserin verantwortlich.

Die Materialien für die Wanderausstellung können bestellt werden bei: Generaldirektion der Staatlichen Archive Bayerns, Postfach 22 11 52, 80501 München, poststelle@gda.bayern.de

Umschlag Vorderseite: Der hebräische Begriff בית תפילה (Bet Tefila) bedeutet „Haus des Gebets“

Synagoge Bad Kissingen (S. 82), Synagoge Bad Brückenau (S. 92 ff.), Planzeichnung des Toraschreins der Synagoge Dettelbach (S. 47), Zerstörungen in der Synagoge Mellrichstadt (S. 100)

Umschlag Rückseite: 112 Synagogenorte in Unterfranken, um 1930

© Generaldirektion der Staatlichen Archive Bayerns, München 2021

Satz und Gestaltung: Karin Hagendorn

Druck: VDS-Verlagsdruckerei Schmidt, Neustadt a.d. Aisch

ISSN 1434-9868

ISBN 978-3-938831-71-7

Inhalt

Grußwort Dr. Josef Schuster.....	7
Grußwort Dr. Ludwig Spaenle	9
Einleitung	11
Katalog	
Synagogen im Mittelalter.....	14
Betstuben und Synagogen des 17. und 18. Jahrhunderts.....	18
„Judenhöfe“ im 17. und 18. Jahrhundert.....	32
Die Synagogenausstattung und ihre Anordnung im Raum.....	39
Die Aufklärung und der lange Weg zur Emanzipation	58
Stadtsynagogen nach 1871.....	79
Zerstörung der Synagogen und Ausschreitungen während der Pogrome im Herbst 1938.....	98
Zerstörung und Bewahrung des jüdischen Erbes nach der Schoa	109
Allgemeines Literaturverzeichnis.....	117
Abkürzungen.....	119
Erklärung verwendeter Fachbegriffe	120
Leihgaben und Vorlagen für Reproduktionen	124
Fotos	124

Grußwort

Als ich vor knapp 20 Jahren von dem Projekt der Synagogen-Gedenkbände Bayern erfuhr, hätte ich niemals gedacht, dass ein so umfangreiches Werk daraus würde. Als Würzburger mit langer Familientradition im Hessisch-Fränkischen war mir natürlich bekannt, welche Fülle an jüdischen Gemeinden es einst in Unterfranken gab. Doch die Details, die die Wissenschaftler in akribischer Recherche über jüdische Gemeinden in ganz Bayern herausgefunden haben, übertreffen bei weitem das, was vorher bekannt und geläufig war.

Mit Band III/2 zu Unterfranken konnte dieses umfassende Projekt zum Abschluss gebracht werden – pünktlich zum Festjahr „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“. Mit dem Festjahr wollen wir in der gesamten Gesellschaft ein Bewusstsein dafür schaffen, wie lange jüdische Menschen in deutschen Landen leben und wie sehr sie die Region geprägt haben. Die Synagogen-Gedenkbände schließen Wissenslücken und veranschaulichen, wie sich jüdisches Leben in den verschiedenen Orten gestaltete. Auch in Hessen wird es nun eine entsprechende Publikationsreihe geben.

Die Synagogen-Gedenkbände sind ein wahrer Schatz. Daher freut es mich umso mehr, dass die Arbeit der Wissenschaftler nun auch im Rahmen einer Ausstellung zu sehen ist. Ich wünsche der Ausstellung viele interessierte Besucherinnen und Besucher.

Ihr

Dr. Josef Schuster

Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland

Präsident des Landesverbandes Israelitischer Kultusgemeinden
in Bayern

Vorsitzender der Israelitischen Kultusgemeinde
Würzburg und Unterfranken

Grußwort

Im Festjahr 2021 richten wir unseren Blick auf jüdisches Leben in Deutschland, das seit 1700 Jahren schriftlich nachweisbar ist. Mit zahllosen Veranstaltungen und Projekten zeigen staatliche Institutionen, Vereine und private Initiativen im ganzen Land, dass unsere Geschichte ohne den Beitrag von Jüdinnen und Juden nicht denkbar wäre.

Jüdisches Leben hat sich seit jeher in den Zeugnissen jüdischen Glaubens manifestiert – bleibende Belege dafür sind an vielen Orten die Friedhöfe, aber auch die Synagogen. Das Synagogen-Gedenkband-Projekt hat in langjähriger Forschungsarbeit alle jüdischen Gotteshäuser in Bayern dokumentiert – in mehreren umfangreichen Bänden, wissenschaftlich genau und mit Quellen bestens belegt. Damit ist weit mehr erreicht als die Schließung einer Forschungslücke. Das Projekt trägt dazu bei, das jüdische Gesicht Bayerns mit einer ganz wesentlichen Facette wieder erkennbar zu machen – auch dort, wo Synagogen durch den nationalsozialistischen Terror entweiht und zerstört, wo ihre Überreste umgenutzt und lange Zeit vernachlässigt wurden. Viele lokale Initiativen haben gerade in den früheren Siedlungsgebieten des bayerischen Landjudentums Synagogen instandgesetzt und – meist für kulturelle Zwecke – nutzbar gemacht. Ihnen und allen Interessierten liefern die Bände eine unschätzbare Quelle zur vertieften Befassung mit diesen Denkmälern. Daher gilt den Initiatoren des Projekts, den Geldgebern, aber auch dem großen Netzwerk von lokalen Unterstützern mein herzlichster Dank!

Das nunmehr gehobene Wissen braucht aber auch Vermittlung. Daher bin ich der Generaldirektion der Staatlichen Archive Bayerns besonders dankbar, dass nun im Staatsarchiv Würzburg eine Ausstellung gezeigt werden kann, die neben Schriftgut auch Objekte aus und zu den Synagogen in Bayern präsentiert. Würzburg ist eine überaus passende erste Station dieser Wanderausstellung – war doch gerade Unterfranken über Jahrhunderte besonders geprägt von

kleinen jüdischen Gemeinden. Danken will ich der Generaldirektion auch für die Ermöglichung der vorliegenden Begleitpublikation, die – quasi als Anregung zur Lektüre der voluminösen Bände – Einblicke in die Geschichte der Synagogen und damit in die Geschichte der jüdischen Gemeinschaft in Bayern gibt. Der Ausstellung wünsche ich viele interessierte Besucher, der Broschüre ebenso wie den Büchern eine zahlreiche Leserschaft!

Dr. Ludwig Spaenle, Staatsminister a.D., MdL

Beauftragter der Bayerischen Staatsregierung für jüdisches Leben und gegen Antisemitismus, für Erinnerungsarbeit und geschichtliches Erbe

Einleitung

Der hebräische Begriff בית תפילה (Bet Tefila) bedeutet „Haus des Gebets“ und beschreibt eine von drei Funktionen einer Synagoge. Das aus dem Griechischen stammende Wort Synagoge bezeichnet die Bedeutung des Gebäudes als (religiösen) Versammlungsort, während in dem auch im Jiddischen verwendeten Begriff „Schul“ das dort verrichtete Torastudium zum Ausdruck kommt.

Die Idee der Ausstellung zu den unterfränkischen Synagogen geht auf eine Anregung des Beauftragten der Bayerischen Staatsregierung für jüdisches Leben und gegen Antisemitismus, für Erinnerungsarbeit und geschichtliches Erbe, Dr. Ludwig Spaenle, MdL, zurück. Die Ausstellung und der zugehörige Katalog sind ein Beitrag zum Festjahr 2021 – 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland – und wurden vom Team des Synagogen-Gedenkbundes Bayern in Zusammenarbeit mit dem Staatsarchiv Würzburg und der Generaldirektion der Staatlichen Archive Bayerns erarbeitet. Während die älteste jüdische Gemeinde Bayerns in Regensburg bereits im Jahr 981 urkundlich bezeugt ist, nennt ein Dokument von 1147 die bereits bestehende Würzburger Gemeinde, die folglich im Jahre 2022 als älteste Kehilla auf unterfränkischem Gebiet mit mehreren erzwungenen Unterbrechungen seit mindestens 875 Jahren existiert. Im Jahr 1930 verfügte das heutige Unterfranken noch über 112 Orte, deren Synagogen den religiösen Mittelpunkt der dort lebenden Jüdinnen und Juden bildeten. Das vor 1803/1806 in zahlreiche, zum Teil kleinste Herrschaften zersplitterte Gebiet war der am dichtesten mit jüdischen Gemeinden besiedelte Regierungsbezirk in Bayern (Karte s. Umschlag Rückseite).

In der Ausstellung werden ausgewählte Pläne und historische Fotos von Synagogen hauptsächlich aus den Beständen des Staatsarchivs Würzburg gezeigt. Die Exponate sind größtenteils Archivalien, die bei den Recherchen für die unterfränkischen Synagogen-Gedenkbände „Mehr als Steine ...“ erstmals durch die Forschung wahrgenommen wurden. Die historischen Pläne und Darstellungen erlauben für eine Vielzahl von Beispielen neue Erkenntnisse zur gedanklichen

und bildlichen Rekonstruktion und Interpretation der infolge der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft verlorenen, einst reichen und vielfältigen Synagogenarchitektur und -ausstattung und stellen einen Teil des bayerisch-jüdischen Kulturerbes dar. Dabei waren die Baumeister der jüdischen Gotteshäuser in der Regel Nichtjuden. Ihre Vorstellung vom Judentum, aber auch Ablehnung oder Akzeptanz der jüdischen Minderheit durch die christlich geprägte Umwelt und Obrigkeit, daneben stilistisch-architektonische Entwicklungen, bestimmten das Aussehen vieler Synagogen.

Die (Bad) Brückenauer Synagoge ist, wie viele andere, mit ihrer einst das Stadtbild prägenden Kuppel vor Ort nicht mehr erkennbar, zumal hier eine Hinweistafel zur ursprünglichen Nutzung fehlt. Das am 10. November 1938 vollständig ausgebrannte Gebäude dient heute als Fitnesscenter. Es erschließt sich nur noch über historische Fotos und insbesondere über die im Staatsarchiv Würzburg erhaltenen Baupläne und Aktenstücke.

Die eigene, für ihn besonders schmerzliche Erfahrung, dass in Deutschland die Erinnerung an die früher so prächtigen Synagogen verblasst und vergessen ist, veranlasste den gebürtigen Nürnberger Meier Schwarz, 1988 das Synagogue Memorial in Jerusalem und die Synagogen-Gedenkbuchreihe zu begründen. Der mit einem Kindertransport rechtzeitig nach Jerusalem emigrierte spätere Professor der Hydrobiologie überlebte als einziger seiner Familie die Schoa. Mit der Darstellung der Geschichte der jüdischen Gemeinden in Bayern und ihrer Einrichtungen erfüllen die 2021 abgeschlossenen Synagogen-Gedenkbände gewissermaßen das Erbe des inzwischen in Jerusalem verstorbenen Meier Schwarz. Die Bände behandeln die jüdischen Gemeinden von den Anfängen bis zu ihrer Zwangsauflösung während der NS-Zeit. Sie widmen sich dem Umgang mit der jüdischen Geschichte über die Schoa hinaus – dem Gedenken an Verlorenes und der Würdigung des substanziell erhaltenen Erbes. Dargestellt werden auch die 15 heute in Bayern existierenden jüdischen Gemeinden und ihre Synagogen. Den Vernichtungsplan des NS-Regimes konterkarierend, entreißen die Gedenkbände das jüdische Erbe als Teil einer von

Christen und Juden gleichermaßen geprägten regionalen Geschichte dem Vergessen und Verdrängen.

Die hauptsächlich aus den Beständen des Staatsarchivs Würzburg stammenden Exponate werden ergänzt durch Leihgaben und Reproduktionen aus den Beständen des Bayerischen Hauptstaatsarchivs, des Museums für Franken und des Stadtarchivs Bad Kissingen. Den Leihgebern sei an dieser Stelle herzlich für die Überlassung der Objekte und Reproduktionen gedankt. Acht Rollups geben einen historischen Überblick zur Synagogenarchitektur in Unterfranken. Der Katalog mit einleitenden Kapiteln zu den thematischen Schwerpunkten und mit Beschreibung der ausgestellten Objekte dient der Vertiefung der in der Ausstellung präsentierten Inhalte. Die Katalogtexte stellen das Resümee nur eines Aspektes der in den Synagogen-Gedenkbänden ausführlich dargebotenen Ortsgeschichten dar und basieren auf den von den verschiedenen Autoren des Teams (Cornelia Berger-Dittscheid, Hans-Christoph Dittscheid, Gerhard Gronauer, Hans-Christof Haas, Johannes Sander, Hans Schlumberger, Axel Töllner) erarbeiteten wissenschaftlichen Erkenntnissen. Die im Kunstverlag Josef Fink publizierten Synagogen-Gedenkbände werden im Literaturverzeichnis ausführlich bibliographiert.¹

Um die Kenntnis von den unterfränkischen Synagogen als bedeutendes jüdisches Kulturerbe auch über das Festjahr 2021 hinaus weiter zu vermitteln, ist diese Ausstellung mit ihren transportablen Rollups und dem Katalog als Wanderausstellung konzipiert. Sie kann über die Generaldirektion der Staatlichen Archive Bayerns ausgeliehen werden.

Cornelia Berger-Dittscheid

November 2021

¹ Literatur wird im Katalog überwiegend mit Kurztitel zitiert; die komplette Bibliographie findet sich im Literaturverzeichnis (S. 117 f.). – Für eine ausführliche Bibliographie zur jüdischen Geschichte in Unterfranken und zur Synagogenarchitektur sei auf das Literaturverzeichnis in den Synagogen-Gedenkbänden III/1 und III/2.2 sowie im Anhang der einzelnen Ortsartikel der Bände III/1 und III/2 verwiesen.

Synagogen im Mittelalter

Der erste schriftliche Nachweis jüdischen Lebens in Unterfranken vom 24. Februar 1147 steht im Zusammenhang mit der Verfolgung und Ermordung der Würzburger Judenheit durch die Teilnehmer des Zweiten Kreuzzuges. Wie die Inschriften der Grabsteine vom jüdischen Friedhof verraten, bestand zu diesem Zeitpunkt in Würzburg bereits eine blühende jüdische Gemeinde, die neben dem Friedhof eine Mikwe (ein rituelles Bad) und später mindestens zwei Synagogen besaß. An der Talmudschule lehrten herausragende rabbinische Gelehrte. Doch trafen die Pogrome des Mittelalters die Würzburger Gemeinde immer wieder hart. Vor allem der Pogrom im Jahr 1349 bedeutete das Ende der 1298 aus etwa 850 Seelen bestehenden Gemeinschaft. Anschließend wurden das mitten in Würzburg gelegene jüdische Wohnviertel und die Synagoge zerstört. Am Platz der Synagoge



Grabsteine des 1575/76 zerstörten mittelalterlichen jüdischen Friedhofs in Würzburg, darunter Steine bedeutender Rabbiner, Depot Shalom Europa Würzburg (Foto: Hans-Christoph Dittscheid).

entstand ab 1354 eine Maria geweihte hölzerne Wallfahrtskapelle und ab November 1377 die heutige steinerne Marienkapelle.

Mit der Wahl des Patroziniums verbindet sich ein theologisches Programm, das die vorausgegangenen Pogrome als vermeintlich heilsgeschichtlichen Sieg der Kirche (Ecclesia) über das Judentum (Synagoga) rechtfertigen soll. Derartige auf Zerstörung oder christlicher Umwidmung basierende „Synagogenkirchen“ gibt es bis 1540 in mehreren bayerischen Städten.² Diese judenfeindliche Anmaßung spiegelt sich bis heute im Skulpturenprogramm vieler mittelalterlicher Kirchen und Kathedralen. Sie zeigt sich unmissverständlich an



Joshua Koffmann, Synagoga and Ecclesia in our time, Saint Joseph's University, Philadelphia (USA) (Foto: Friedhelm Pieper 2015).

der Gegenüberstellung der allegorischen Figuren Ecclesia und Synagoga, beispielsweise am Fürstenportal des Bamberger Doms (um 1225): Der siegreichen, gekrönten Ecclesia steht mit gesenktem Kopf und verbundenen Augen die geschlagene Synagoga gegenüber. Syn-

² Cornelia Berger-Dittscheid – Axel Töllner, Art. Würzburg. In: Synagogen-Gedenkbuch III/1, S. 483–560.

agoga hat die Krone verloren, ihr Stab ist gebrochen, die Tafeln des Bundes entgleiten ihr. An der Säule unter der Skulptur ist sogar ein Teufel dargestellt, der einen Juden blendet. Die originalen Skulpturen befinden sich seit 1930 im Inneren des Doms, während an den Portalen Abgüsse angebracht sind. Gegenwärtig wird der Umgang mit dem judenfeindlichen Bamberger Bildwerk kontrovers diskutiert. Sollen die Originale aus dem Kirchenraum ins Museum übertragen und damit ihrem historischen Zusammenhang entrissen werden? Genügt eine klare und eindeutige Beschriftung oder soll ein Gegenmodell in der Art der Zwillingsskulpturen von Johan Tahon in Hannover oder von Joshua Koffmann in Philadelphia (USA) entstehen?³

Am Ende des 13. Jahrhunderts lebten nicht nur in Würzburg, sondern auch in vielen Dörfern und kleineren unterfränkischen Städten Jüdinnen und Juden in blühenden Gemeinden. Unser Wissen von ihrer einstigen Existenz beruht tragischerweise auf den Einträgen im Martyrologium des Nürnberger Memorbuchs. Darin sind Orte aufgezählt, die der verarmte Ritter Rintfleisch und seine Schläger im Jahr 1298 aufsuchten. Sie ermordeten nicht nur die Juden in den größeren Städten Würzburg, Kitzingen und Schweinfurt, sondern auch in den kleineren Landstädten und Gemeinden wie z.B. Hammelburg, Haßfurt, Mellrichstadt, Schwanfeld, Arnstein und Aub. Mancherorts entstanden bald wieder neue jüdische Gemeinden, in anderen erlag das jüdische Leben bis auf weiteres.⁴

Die einzige Stadt in Bayern, die heute noch eine in ihrer Bausubstanz gut erhaltene mittelalterliche Synagoge besitzt, ist das unterfränkische Miltenberg. Die unter dem Schutz des Erzbischofs von Mainz stehenden Juden erbauten sie um 1300. Der kleine Saalbau, der keine Frauensynagoge aufweist, steht mit seinem Rippengewölbe in der Tradition der Altneuschul in Prag und vertritt einen in Süddeutschland und Österreich verbreiteten Bautypus, der auch für christliche Kirchen gebräuchlich ist. Das Baumaterial, die Bauformen und der

³ Siehe dazu: Bleibt die Synagoga im Dom? Pressemitteilung des Erzbischöflichen Ordinariats Bamberg vom 30.6.2021.

⁴ Siehe die entsprechenden Artikel in den Synagogen-Gedenkbänden III/1, III/2.1 und III/2.2.



Innenraum der mittelalterlichen Synagoge in Miltenberg, Blick nach Osten
(Foto: Hermann Neubert 2014).



Miltenberg, Toragiebel der
mittelalterlichen Synagoge
(Museen der Stadt Miltenberg).

Dekor tragen die für die Region und den Zeitstil des späten 13. und frühen 14. Jahrhunderts typischen Merkmale. Die in Privatbesitz befindliche Synagoge liegt an einem Hang im Stadtzentrum innerhalb einer ehemaligen kleinen Brauerei. Eine Betondecke unterteilt den Bau in zwei als Abstellräume genutzte Flächen. Die Bemühungen der Stadt Miltenberg, die Synagoge zu erwerben und für die Öffentlichkeit zugänglich zu machen, sind bisher erfolglos verlaufen.⁵

⁵ Axel Töllner – Cornelia Berger-Dittscheid, Art. Miltenberg. In: Synagogen-Gedenkbuch III/1, S. 444–471. – Paulus, Architektur, S. 152–158.

Betstuben und Synagogen des 17. und 18. Jahrhunderts

[...] nicht das ansehen einer Kirch, sondern eines andern bürgerlichen hauses⁶

Die gezielten Vertreibungen der Juden aus den Hochstiften Würzburg (bis 1565) und Fulda (1671) führten bereits ab dem 16. Jahrhundert verstärkt zur Bildung von jüdischen Gemeinden auf dem Land. Die Juden flüchteten unter den Schutz der reichsfreien Ritterschaft und geistlicher Herrschaftsträger. Diese untereinander konkurrierenden Kleinstherrschaften verfügten über eigene Dörfer oder Dorfanteile, waren aber auch auf freien Adelshöfen in hochstiftischen Orten präsent. Ökonomische Überlegungen, politisches Kalkül und paternalistisches Gebahren bestimmten das Verhalten der Schutzherren gegenüber „ihren“ Juden. Ab dem 18. Jahrhundert stellte auch das Hochstift für manche Orte wieder Schutzbriefe an Juden aus. Dies geschah vielfach aus Konkurrenzgründen, etwa um die protestantische Mehrheit der Bewohner zu verdrängen und die eigene Position zu stärken (z.B. in Maßbach im Landkreis Bad Kissingen)⁷.

Einige Städte setzten während des Dreißigjährigen Krieges das Niederlassungsverbot aus und öffneten Juden vorübergehend ihre Tore. An manchen Orten, beispielsweise in Gerolzhofen im Landkreis Schweinfurt, entwickelte sich daraus eine dauerhafte Ansässigkeit – trotz der Ausweisungsbemühungen von Bürgerschaft und Kirche. So lebten dort 1655 sieben jüdische Familien mit 27 Personen unter hochstiftischem Schutz.⁸

⁶ Staatsarchiv Würzburg, Hochstift Würzburg, Weltliche Regierung, Gebrechenamt V H 16 – Schreiben von 1735 Juli 28. – Vgl. Axel Töllner – Hans-Christof Haas, Art. Kleinsteinach. In: Synagogen-Gedenkband III/2.1, S. 501.

⁷ Cornelia Berger-Dittscheid, Art. Maßbach. In: Synagogen-Gedenkband III/2.1, S. 213–238.

⁸ Cornelia Berger-Dittscheid, Art. Gerolzhofen. In: Synagogen-Gedenkband III/2.2, S. 1326–1364.

Über die baulichen Strukturen der ersten frühneuzeitlichen jüdischen Gemeinden ist kaum etwas bekannt. Lediglich die mancherorts bezeugte Existenz eines Rabbiners oder Schulmeisters und die überlieferte Zahl der Gemeindemitglieder lassen auf einen Gebetsraum oder eine Synagoge schließen. Im Jahr 1623 wohnte Koppel mit seiner Familie „auf der Sinagoga“ von Aub. Hier zeigt sich die bis ins späte 18. Jahrhundert verbreitete, eher provisorische Einrichtung einer jüdischen Betstube in einem Wohnhaus. In Aub im heutigen Landkreis Würzburg lebten damals 70 Menschen in zehn jüdischen Familien.⁹ Damit war die für einen jüdischen Gottesdienst erforderliche Mindestzahl von zehn religionsmündigen männlichen Personen ab 14 Jahren (Minjan) erreicht. Die bereits 1667 bestehende Synagoge von Laudenbach im Landkreis Main-Spessart ist in einer Zeichnung des 18. Jahrhunderts überliefert (Kat.-Nr. 1.1). Vermutlich zeigt auch die Bestandsaufnahme der Fachwerksynagoge von Gemünden von 1838 einen Bau des 17. Jahrhunderts (Kat.-Nr. 3.1).

Für das 18. Jahrhundert sind aufgrund der besseren Quellenlage konkretere und detailliertere Aussagen zur unterfränkischen Synagogenarchitektur möglich. Erhaltene Gebäude, historische Fotografien, archivalisch überlieferte Beschreibungen und Baupläne zeigen eine große Vielfalt an Bautypen. Darunter finden sich stattliche Bauten wie die Synagogen von Hammelburg (um 1737), Heidingsfeld (1780 eingeweiht) oder Niederwerrn (1785/1786). Gleichzeitig existierten zahlreiche kleinere Fachwerksynagogen, z.B. in Geroda (1717), Mittelsinn (um 1745) oder Großostheim (1787). Die Synagogen entstanden als Neubauten, einige sogar als reine Sakralbauten. Meistens vereinten sie jedoch außer dem Betsaal und der Frauenabteilung eine Wohnung für den Vorsänger oder Rabbiner und oft sogar ein Tauchbad (Mikwe; z.B. Wiesenbronn, LK Kitzingen) unter einem Dach. Auch ältere bestehende Häuser, Scheunen oder Wohnstallhäuser wurden für die religiösen Bedürfnisse der jüdischen Gemeinden umgebaut. In Prichsenstadt (LK Kitzingen) wurde die barocke Synagoge in einem bestehenden, unmittelbar an der Stadtmauer gelegenen Wohngebäu-

⁹ Axel Töllner – Hans-Christof Haas, Art. Aub. In: Synagogen-Gedenkband III/1, S. 561–584.

de eingerichtet, in Zeilitzheim (LK Schweinfurt) wurde eine Scheune umgebaut.¹⁰

Die Größe der Synagogen richtete sich nach der Mitgliederzahl und der Finanzstärke der jüdischen Gemeinde. Das unscheinbare Äußere der unterfränkischen Landsynagogen des 18. Jahrhunderts mit sparsam verwendeter Bauzier und relativ kleinen Fenstern war jedoch nicht allein ökonomischen Zwängen geschuldet, sondern oft das Ergebnis judenfeindlicher Vorbehalte vonseiten der Ortspfarrer, die im Konsens mit dem Fürstbischof oder Landesherrn die Reduktion der architektonischen Formen erzwangen. Der Verzicht auf sakrale Bauformen wie lange, rundbogig geschlossene Fensterbahnen wurde von der Obrigkeit genauso erwartet wie die Platzierung der Synagogen weitab der Kirchen und des öffentlichen Raums in Hinterhoflage und am Ortsrand.

Die Akten überliefern für mehrere Orte hitzige Stellungnahmen kirchlicher Amtsträger zum ihrer Meinung nach angemessenen Aussehen jüdischer Gotteshäuser. Katholische Geistliche verwiesen zu ihrer Rechtfertigung gelegentlich auf einen Passus aus den mittelalterlichen Dekretalen Papst Gregors IX. (1227–1241): Juden sollen keine Synagogen errichten, wo sie bisher keine besessen haben. Sie dürfen lediglich eingestürzte oder vom Einsturz bedrohte Synagogen wiederaufbauen. Diese dürfen jedoch nicht größer und prächtiger ausfallen als ihre Vorgängerbauten. Im Übrigen sollen die Juden es wertschätzen, überhaupt in ihren alten Synagogen und Gebräuchen verbleiben zu dürfen.¹¹

Die Formen und der Dekor einiger Synagogen des 18. Jahrhunderts orientierten sich an der mainfränkischen Spielart des barocken Klassizismus. Vorbildlich konnte wie im Fall von Heidingsfeld der Schlossbau sein, oder die Synagogen wurden wie in Memmelsdorf vom in-

¹⁰ Zu den genannten Orten siehe die Synagogen-Gedenkbände III/1, III/2.1 und III/2.2.

¹¹ Vgl. Friedrich Lotter, Die Juden in den späteren kanonistischen Rechtssammlungen des Mittelalters: Dekretale Gregorii IX. (Liber Extra), Liber Sextus, Clementinae und Extravagantes Communes. In: *Aschkenas* 28/2 (2018), S. 291, URL: <https://www.degruyter.com/document/doi/10.1515/asch-2018-0012/html> (zuletzt aufgerufen am 14.7.2021).



Toraschrein der Memmelsdorfer Synagoge
(Foto: Axel Töllner 2019).

dividuellen Stil eines auf den Kirchenbau spezialisierten oder im Profanbau kundigen, christlichen Baumeisters geprägt. Die Synagoge von Memmelsdorf erbaute Maurermeister Johann Georg Salb aus Seßlach 1728/1729 als Mehrzweckgebäude. Fast zur gleichen Zeit (1714–1729) entstand nach Salbs Entwurf die katholische Pfarrkirche Mariä Geburt in Lohr (Pfarrweisach, LK Haßberge). Wie die Synagoge zeigt auch die Kirche einfache, eher dem Profanbau zuzuordnende architektonische Formen. Am Lohrer Kirchenportal finden sich nicht nur der gesprengte Giebel, sondern auch Details des Memmelsdorfer Toraschreins in vergleichbaren Formen wieder.

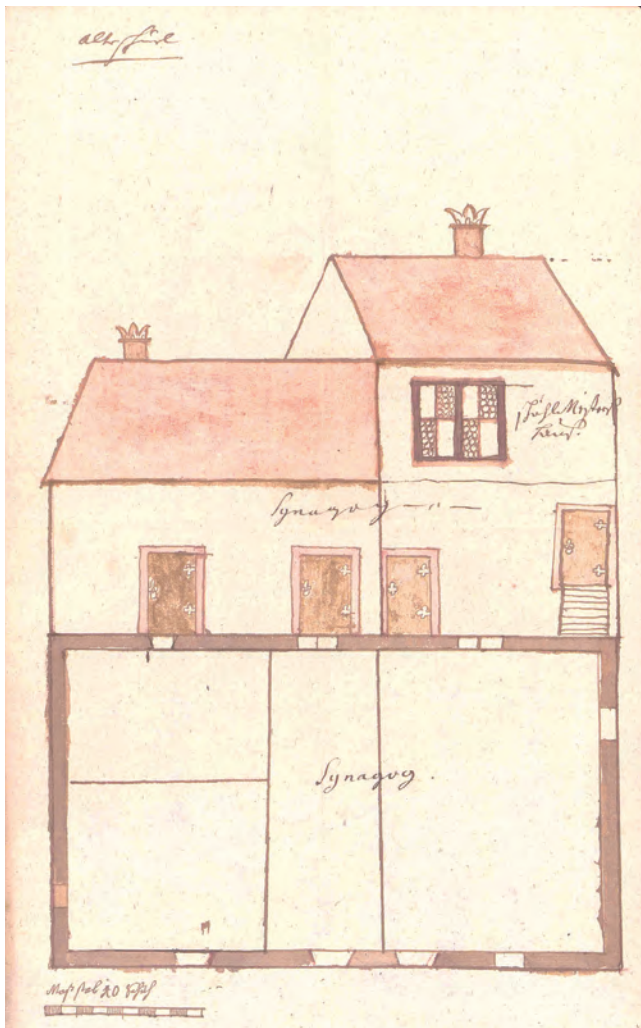
1.1 Synagoge des 17. Jahrhunderts

1736

Laudenbach, Zeichnung der Synagoge

Die einfachste Form einer Synagoge, die verschiedene Funktionen unter einem Dach vereint, wird für Unterfranken mit dieser Bauaufnahme der „alten schuell“ von Laudenbach (LK Main-Spessart) anschaulich. Dabei handelt es sich um die älteste gesicherte Bauzeichnung einer neuzeitlichen unterfränkischen Synagoge. Die aus Grund- und Aufriss bestehende Bestandsaufnahme entstand 1736 im Zusammenhang mit Um- und Neubauplänen. Das Datum der Planzeichnung erschließt sich aus den zugehörigen Unterlagen. Die „Schuell zu Laudenbach“, also die dargestellte Synagoge, ist für 1667 erstmals archivalisch belegt. Wie in Aub befand sich des „Schuhl-Meisterß Haus“ über dem als „Synagog“ gekennzeichneten Raum mit angedeuteter Frauenabteilung im Erdgeschoss. Zuweilen untersagten strenggläubige Gemeindemitglieder oder Rabbiner aus rituellen Gründen die Anordnung von Wohnräumen über der Synagoge, wie es z.B. 1900 in Willmars (LK Rhön-Grabfeld) geschah. Die Halacha verbietet jedoch lediglich, über dem Toraschrein zu schlafen und zu arbeiten¹². Vermutlich war die Synagoge in Laudenbach ein nachträglich aufgestocktes älteres Gebäude. Dem unscheinbaren, aus zwei verschieden hohen Bauteilen bestehenden Doppelhaus war die Nutzung als Synagoge von außen nicht anzusehen. Die Kamine auf den zu den Schmalseiten abgewalmten Dächern verwiesen auf ein gewöhnliches Wohnhaus. Der außerordentlich kleine Betsaal misst in der Zeichnung 26 auf 23 Schuh (7,59 x 6,71 m) und ist quer zum First orientiert. Die schmale Frauenabteilung und zwei Wohnräume schließen sich im Westen an den Saal an. Am Platz der alten Synagoge am nördlichen Ortsrand von Laudenbach entstand ab 1736 die neue, heute noch in ruinösem Zustand erhaltene Synagoge.

¹² Vgl. Keßler, Ritus, S. 77.



Plan, Feder, 33 x 20,5 cm.

Staatsarchiv Würzburg, Hochstift Würzburg, Weltliche Regierung, Gebrechenamt V C 63.

Literatur: Axel Töllner – Hans-Christof Haas, Art. Aub. In: Synagogen-Gedenkband III/1, S. 561–584, hier S. 564. – Hans Schlumberger – Hans-Christof Haas, Art. Laudendach. In: Ebd. S. 235–237. – Gerhard Gronauer – Johannes Sander, Art. Willmars. In: Synagogen-Gedenkband III/2.1, S. 916.

1.2 Die hinter einer Scheune verborgene Synagoge – erzwungene Reduktion

1715

Kitzingen, nicht realisierter Entwurf für die neue Synagoge von G.C. Spielberger

Der Entwurf zeigt die 1715 geplante neue Kitzinger Synagoge im Grundriss und in perspektivischer Ansicht. Sie ist quer hinter einer bestehenden Scheune angeordnet und überragt den mit ihr verbundenen Bau. Der Zugang zur Synagoge und zur im Dachgeschoss befindlichen „elend Wohnung“ des „Juden Schulmeisters“ erfolgt über ein großes Scheunentor an der Südseite des Doppelhauses und nach Durchquerung der Scheune. Im Inneren der Synagoge steigen in der Art eines barocken Wandpfeilersaals drei kreuzgratgewölbte Joche über Doppelpilastern auf. In Übereinstimmung mit der Jochteilung zeigt die nördliche Längsseite drei Fensterachsen, die Schmalfronten weisen je zwei auf. Das westliche der drei Joche ist als Frauensynagoge („der Weiber Synagog“) ausgebildet, die etwa drei Meter über dem Betsaal-Niveau liegt. Der polygonale Almemor („cathedra“) ist, wie im Barock üblich, raumbeherrschend in der Mitte des Saals aufgestellt. Ihm gegenüber steht vor der Ostwand der Toraschrein („b“).

Erst zusammen mit Dokumenten aus dem Pfarrarchiv der Kitzinger Stadtkirche St. Johannes wird der historische Stellenwert der Zeichnung deutlich. So erreichte der judenfeindlich argumentierende Stadtpfarrer Johann Schober mit Unterstützung des Fürstbischofs Johann Philipp II. von Greiffenclau die Herabstufung des seiner Ansicht nach zu auffällig und prächtig geplanten Gebetsraumes zu einem „bequemen Wohnzimmer“, damit die Juden „darinnen ihre jüdischen Ceremonien fortführen [...] können“. Um jede Ähnlichkeit mit einer Kirche oder Kapelle zu vermeiden, nahm die fürstbischöfliche Kanzlei sogar die liturgische Ausstattung ins Visier: Der Vorsänger dürfe nicht erhöht stehen, die Torarollen sollten „nur ein hölzernes Schränklein ohne Treppen vor der Mauer“ erhalten und die Abtrennung zur „Weiber-Emporkirche“ dürfe nur mit „einer gemei-



nen Riegelwand mit kleinen Fensterlöchern, nicht aber mit zierlichem Gitterwerk“ ausgestattet werden.¹³

Die tatsächlich nur in äußerst reduzierten Formen ausgeführte, am Stadtrand von Kitzingen (Obere Bachgasse 6, Haus-Nr. 310) gelegene Synagoge mit Mikwe kam 1789 in nichtjüdischen Besitz und wurde mehr als ein Jahrhundert lang als Wohnhaus genutzt. Am Standort des im Zweiten Weltkrieg zerstörten Gebäudes befindet sich heute der Eingang zu einer Tiefgarage. Ein Hinweisschild ist nicht vorhanden.

¹³ Zit. nach Günther Werner Zehl – Doris Badel, Kitzingens Juden im 18. Jahrhundert, unpubliziertes Manuskript im Stadtarchiv Kitzingen. – Vgl. Elmar Schwinger – Hans-Christoph Dittscheid – Hans Schlumberger, Art. Kitzingen. In: Synagogen-Gedenkbuch III/2.2, S. 1040–1043.

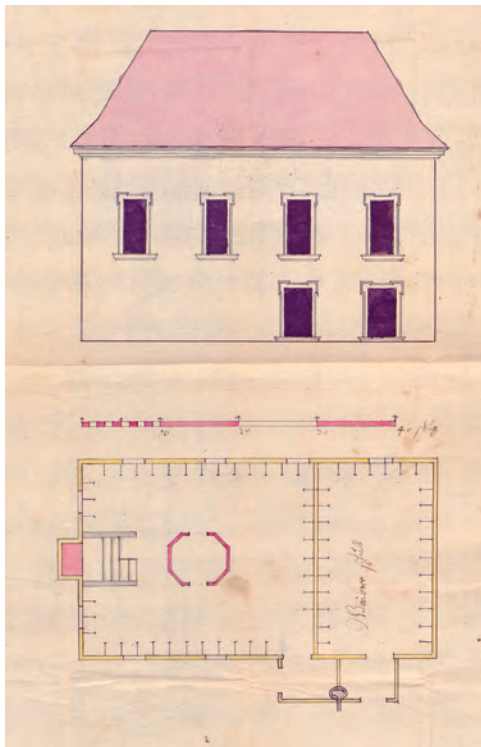
Plan, Feder, 31,3 x 38,8 cm.

Staatsarchiv Würzburg, Würzburger Risse und Pläne I/521.

Literatur: Elmar Schwinger – Hans-Christoph Dittscheid – Hans Schlumberger, Art. Kitzingen. In: Synagogen-Gedenkband III/2.2, S. 1040–1043.

1.3 Einfache Fachwerksynagoge als reiner „Sakralbau“

- a) [1735]
Kleinsteinaach, Bauplan der Synagoge
- b) 1920er-Jahre
Kleinsteinaach, Ansicht der Synagoge von Südosten mit Firststange



Kat.-Nr. 1.3a

Die Darstellung illustriert die im zugehörigen Akt dokumentierte Planung der Synagoge von Kleinsteinaach (LK Haßberge) im Jahr 1735. Die neue Synagoge sollte anstelle eines kleineren Vorgängerbaus auf demselben Bauplatz entstehen. An dem eingereichten, die Situation seitenverkehrt wiedergebenden Bauriss kritisierte die fürstbischöfliche Verwaltung in Würzburg die hochliegenden Fenster, die größer und höher als die Eingangstüren seien. Sie verfügte deshalb, den „Judenschulbau der äußeren Form nach wie ein anderes bürgerliches Haus“ zu gestalten. Damit die Synagoge keinesfalls das Aussehen



Kat.-Nr. 1.3b

einer Kirche erhalte, sollten entweder die Fenster verkleinert oder alternativ „auf das dachwerkh ein schloth“ gesetzt werden. Im Vergleich zum Riss verfügte der bis 1736 in Fachwerk ausgeführte Neubau jedoch weder über verkleinerte Fenster noch über einen Schornstein. Planänderungen sind vor allem bei der Innendisposition festzustellen. Der in einer Länge von 14,40 m und einer Breite von 7,50 m entstandene allein als Synagoge dienende Saalbau wird in den Notizen Theodor Harburgers als „stattlich“ sowie im Kleinsteinacher Memorbuch als „schön und prächtig“ charakterisiert. Indessen überwog am Außenbau der Wohnhauscharakter. Die Kleinsteinacher Bürgerhäuser waren größer als die Synagoge, die meisten Fachwerkhäuser im Ort verfügten über ein massives Erdgeschoss. Lediglich die hoch liegenden Fenster, der leicht vorkragende Erker für den Toraschrein und das darüber angeordnete runde Misrachfenster unterschieden das eingeschossige Gebäude von einem gewöhnlichen Wohnhaus. Um die auf einer leichten Anhöhe stehende Synagoge gemäß der Vorschrift des Talmud als das höchste Gebäude zu kennzeichnen,

war auf dem Walmdach eine Firststange angebracht. Über eine kleine gemeinsame Vorhalle (Pallisch), aber separate Eingänge erreichten Männer und Frauen ihre Synagogenplätze. Anders als im Bauriss gezeichnet, waren bei der ausgeführten Synagoge die im Westen liegenden Frauenplätze in zwei Ebenen übereinander angeordnet. Die während des Novemberpogroms am 10. November 1938 verwüstete Kleinsteinacher Synagoge wurde 1955 wegen Baufälligkeit abgebrochen.

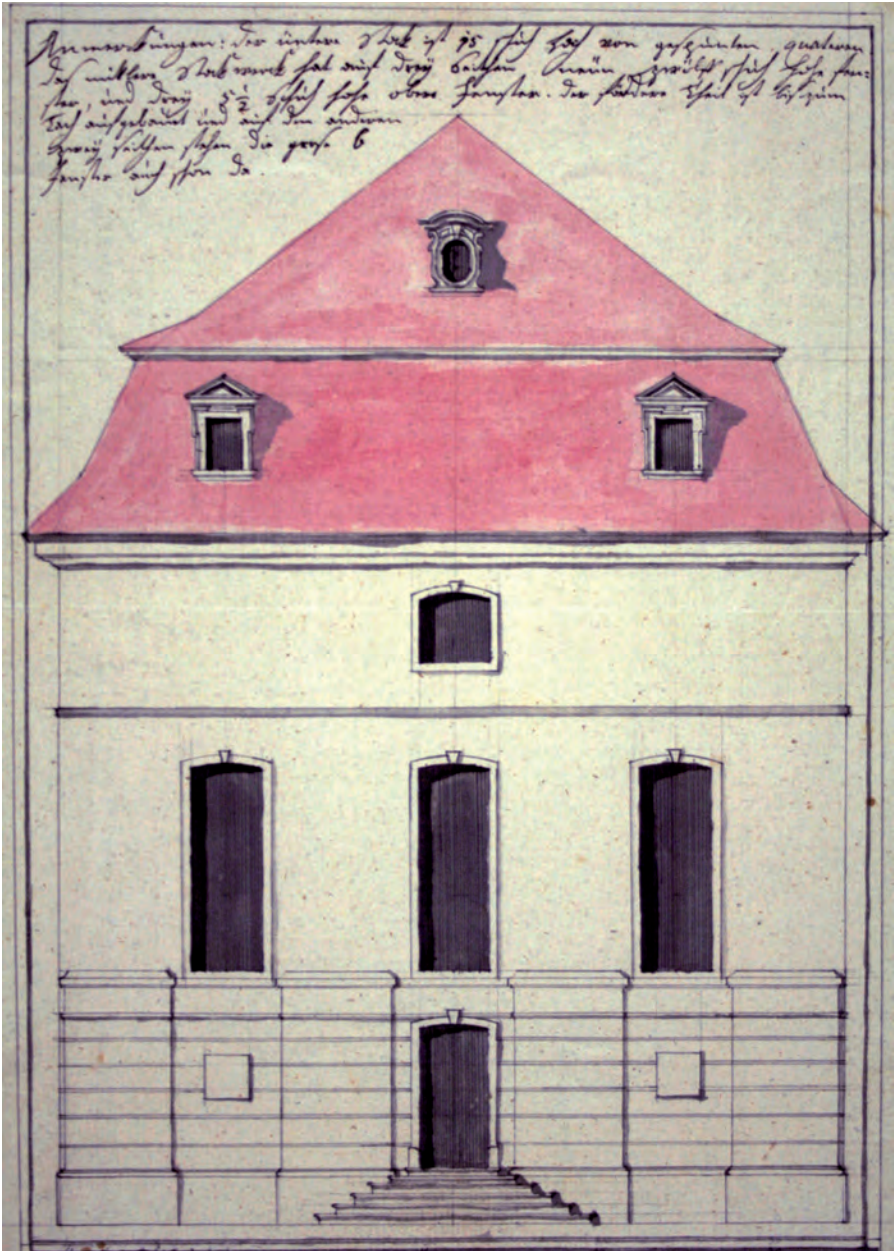
- a) Plan, Feder, 38,3 x 24,3 cm.
Staatsarchiv Würzburg, Hochstift Würzburg, Weltliche Regierung, Gebrechenamt V H 16.
- b) Ansichtskarte.
Sammlung Cordula Kappner.

Literatur: Axel Töllner – Hans-Christof Haas, Art. Kleinsteinach. In: Synagogen-Gedenkband III/2.1, S. 498–513.

1.4 Von der „Residenzsynagoge“ zum bürgerlichen Wohnhaus herabgestuft

- a) [Juli 1778]
Heidingsfeld, Revidierter Fassadenaufriss für die neue Synagoge
- b) [um 1900]
Heidingsfeld, Synagoge mit Rabbinerhaus von der Dürrenbergstraße gesehen

Wie sich aus den zugehörigen Schriftstücken ergibt, fertigte Obristwachtmeister und Major Johann Michael Fischer (1717–1801) die Pläne für die Heidingsfelder Synagoge im Juli 1778. Fischer war als Zeichner im Atelier Balthasar Neumanns am Bau der Würzburger Residenz beteiligt. Später avancierte er zum Hofarchitekten des aufgekärten Fürstbischofs Adam Friedrich von Seinsheim (1775–1779). Die Zeichnung enthält eine Beschreibung des aktuellen Bauzustands der noch nicht vollendeten Synagoge. Der frei stehende monumentale Massivbau mit hohem Mansarddach besteht aus einem zehn Me-



Kat.-Nr. 1.4a

ter hohen, hellen Saal mit seitlich in zwei Geschossen angeordnetem Frauenbereich und ist allein dem Gottesdienst gewidmet. Die Klagen des katholischen Stadtpfarrers Dr. Jakob Werner Thein über die Größe und Pracht des bereits weit fortgeschrittenen Bauwerks veranlassten von Seinsheim zu einem Baustopp. Trotz des Einspruchs der jüdischen Gemeinde und des Baumeisters, der seinen Entwurf verteidigte, lehnte es der Fürstbischof ab, „der Judenschaft einen Tempel zu bewilligen“ und forderte die Herabstufung zu einem gewöhnlichen Wohnhaus mit „Schloth“. Am Ende wurde die neue Synagoge zwar nicht in der Höhe reduziert, doch „ohne die allermindeste Verzierung“¹⁴ fertiggestellt und am 5. Mai 1780 eingeweiht. Der hohe Sockel blieb gewissermaßen ein Torso, die für die geplanten Pilaster bereits vorbereiteten Wandvorsprünge blieben leer. Die an drei Wänden vorgesehenen, im Plan eingezeichneten langen Fensterbahnen wurden in zwei kleinere Öffnungen unterteilt.

Fischer plante die Synagoge von Heidingsfeld entsprechend der Größe der jüdischen Gemeinde – 281 Personen bis 1797 – und ihrem Rang als Sitz des hochstiftischen Landes- und Oberrabbinats als anspruchsvollen, repräsentativen „Tempel“ im mainfränkischen spätbarock-frühklassizistischen Baustil. Pilaster über einem hohen rustizierten Sockelgeschoss, ein Giebeldreieck mit den „Taffel[n] Moyses“ und die langen Fensterbahnen sollten das für öffentliche Gebäude übliche Dekor auf das jüdische Gotteshaus anwenden. Die Vorbildlichkeit des barocken Schlossbaus hätte die Heidingsfelder Synagoge als Residenz- und Hauptsynagoge im Sinne der Aufklärung ausgezeichnet und architektonisch in eine Reihe mit den sogenannten Residenzsynagogen von Halberstadt (1709–1712), Berlin (Heidereuter Gasse, 1712–1714) und Ansbach (1744–1746) gestellt. Doch die durch den Heidingsfelder Stadtpfarrer aufgehetzten judenfeindlichen Stimmen würdigten den Tempel zu einer „Judenschule“ von immer noch stattlichen Dimensionen herab. Noch während der abschließenden Bauarbeiten zertrümmerten wütende Heidingsfelder Bürger gerade

¹⁴ Staatsarchiv Würzburg, Hochstift Würzburg, Weltliche Regierung, Gebrechenamt VII H 120. – Vgl. Cornelia Berger-Dittscheid, Art. Heidingsfeld. In: Synagogen-Gedenkbuch III/1, S. 689–691.

verlegte Dachziegel und schlugen im benachbarten Rabbinerhaus die Scheiben ein.

Am 10. November 1938 leuchtete die brennende Heidingsfelder Synagoge bis nach Würzburg. Die gesamte wertvolle Innenausstattung fiel dem von dem nationalsozialistischen Mob gelegten Brand zum Opfer. Die Ruine und die zugehörigen Gemeindeg Häuser (Rabbiner- und Vorsängerhaus) wurden 1956 abgebrochen. An ihrer Stelle befindet sich heute ein zweigeschossiger Wohnblock. Die davor eingerichtete Gedenkstätte Dürrenberg erinnert mit einer Gedenksäule, einer Informationstafel und einem Koffer (DenkOrt Deportationen Würzburg) an die Geschichte der ehemaligen jüdischen Gemeinde und ihr Schicksal.



Kat.-Nr. 1.4b

- a) Plan, Feder, 33,9 x 24,8 cm.
Staatsarchiv Würzburg, Hochstift Würzburg, Weltliche Regierung, Gebrechenamt VII H 120.
- b) SW-Fotografie.
Sammlung Willi Dürrnagel.

Literatur: Cornelia Berger-Dittscheid, Art. Heidingsfeld. In: Synagogen-Gedenkband III/1, S. 681–717.

„Judenhöfe“ im 17. und 18. Jahrhundert

In vielen Orten Mainfrankens ist die im Volksmund „Judenhof“ genannte Siedlungsform nachgewiesen. Dabei handelte es sich meistens um einen aus mehreren Gebäuden bestehenden Gutshof, auf dem Adelsfamilien ihren Schutzjuden gegen „Hauszins“ (Miete) Wohnraum zur Verfügung stellten. Zu dem Ensemble gehörten in der Regel das herrschaftliche Wohnhaus oder Schloss, ein oder mehrere Ökonomiegebäude und Häuser mit kleineren Wohneinheiten, in denen auf engstem Raum die jüdischen Familien untergebracht waren. Oft waren dort auch Synagoge und Ritualbad eingerichtet. Die Benennung „Judenhof“ ist in dem Dorf Kleinsteinach (LK Haßberge) bereits für das Spätmittelalter nachgewiesen, die Nutzung einer Synagoge dort ab 1436. 1674 sind auf dem Adelshof der Familie von Erthal in (Bad) Kissingen Juden bezeugt. Das um einen Hof gruppierte Häuserensemble, in dem 1776 vierzehn jüdische Familien wohnten, ist bis heute in seiner historischen Bausubstanz erhalten. Die Synagoge mit der Mikwe lag in (Bad) Kissingen außerhalb,¹⁵ jedoch in der Nähe des Freihofs.

In ihrer kleinteiligen Siedlungsstruktur mit erhaltener Bausubstanz sind die als Gassen angelegten „Judenhöfe“ der zum Landkreis Schweinfurt gehörenden Gemeinden Gochsheim (von Erthal) und Schwebheim (von Bibra) heute noch wahrnehmbar. Auch die bis ins 20. Jahrhundert von Juden bewohnten Häuser des ehemaligen Zehntamtshofs (Mauchenheim gen. Bechtolsheim) in Tauberrettersheim sowie die kleinen eingeschossigen Häuschen der Rosenbach'schen Schutzjuden am Rand des einstigen Freihofs in Gaukönigshofen (beide Orte LK Würzburg) haben sich erhalten. In den vier genannten Dörfern befindet sich das ehemalige Synagogengebäude inmitten des sogenannten Judenhofes. Nach der Säkularisation bzw. Mediatisie-

¹⁵ Die barocke Synagoge wurde 1854 durch einen Neubau ersetzt, der bis zum Bau der Synagoge in der Maxstraße 1902 genutzt und 1927/1928 abgebrochen wurde. – Siehe dazu Cornelia Berger-Dittscheid – Hans-Jürgen Beck, Art. Bad Kissingen. In: Synagogen-Gedenkbuch III/2.1, S. 47–105.

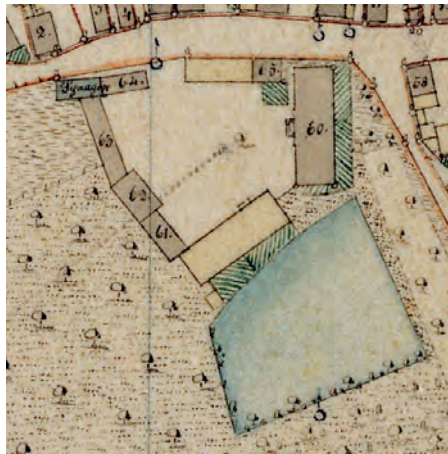
rung boten die einstigen Schutzherren ihren jüdischen Mietern die winzigen Häuschen zum Kauf an. Mitunter blieben sie sogar bis zur Enteignung durch die Nationalsozialisten in jüdischem Besitz.



Bad Kissingen, ehemaliger Erthal'scher „Judenhof“ von Nordwesten, März 2020
(Foto: Cornelia Berger-Dittscheid).

Die Ansiedlung jüdischer Familien in einem Freihof lässt sich bei vielen unterfränkischen Orten (z.B. Heidingsfeld, Bonnland, Steinach, Untererthal, Urspringen, Westheim/Hammelburg, Niederwerrn) nur noch an den Urkatasterplänen des 19. Jahrhunderts ablesen oder sie lebt als Straßen- bzw. Platzbezeichnung fort. Gelegentlich finden sich historische Pläne, die diese besondere Siedlungsform dokumentieren. Zu diesen gehört ein nicht maßstäblicher Plan des ritterschaftlichen Gutshofes der Freiherren von Schauenfels in Eichenhausen (LK Rhön-Grabfeld) aus dem Jahr 1757. Die im Staatsarchiv Meiningen aufbewahrte Zeichnung zeigt das Gut als symmetrische Schlossanlage mit der Ökonomie als vorgelagerten, dreiflügeligen Ehrenhof. Die den Hof rahmenden Gebäude sind mit ihrem Aufriss nach außen über den Grundriss geklappt. Der dem Schloss gegenüberliegende lange Trakt umfasst im Erdgeschoss Stallungen und im Obergeschoss

laut Beschriftung „Juden Wohnungen“. Im Erdgeschoss befindet sich links neben dem baulich hervorgehobenen „wirthshauß“ ein „badhauß“, vielleicht das vom Schlossbrunnen gespeiste Ritualbad der jüdischen Gemeinde. Links des Tores zur Hauptstraße ist im Obergeschoss des linken Ökonomieflügels „Juden schul“ (Synagoge) zu lesen. Nach dem Urkatasterplan von 1849 erstreckte sich die Synagoge über den gesamten Flügel jenseits des Tores. An derselben Stelle erbaute die jüdische Gemeinde 1865 eine neue Synagoge, die sich in dem als Wohnhaus genutzten Gebäude erhalten hat.¹⁶



Eichenhausen, Urkatasteraufnahme des Schauenfels'schen Gutshofes mit Eintrag „Synagoge“ (Haus-Nr. 64), 1849. Geobasisdaten (Landesamt für Digitalisierung, Breitband und Vermessung).

¹⁶ Landesarchiv Thüringen, Staatsarchiv Meinigen, Lehensarchiv 4-11-2100/4612, fol. 29. – Vgl. Gerhard Gronauer – Cornelia Berger-Dittscheid, Art. Eichenhausen. In: Synagogen-Gedenkbuch III/2.1, S. 684–698. Wie der Vergleich mit dem Urkatasterplan von 1849 zeigt, war die Anlage eigentlich nicht symmetrisch, sondern besaß einen unregelmäßigen Grundriss.

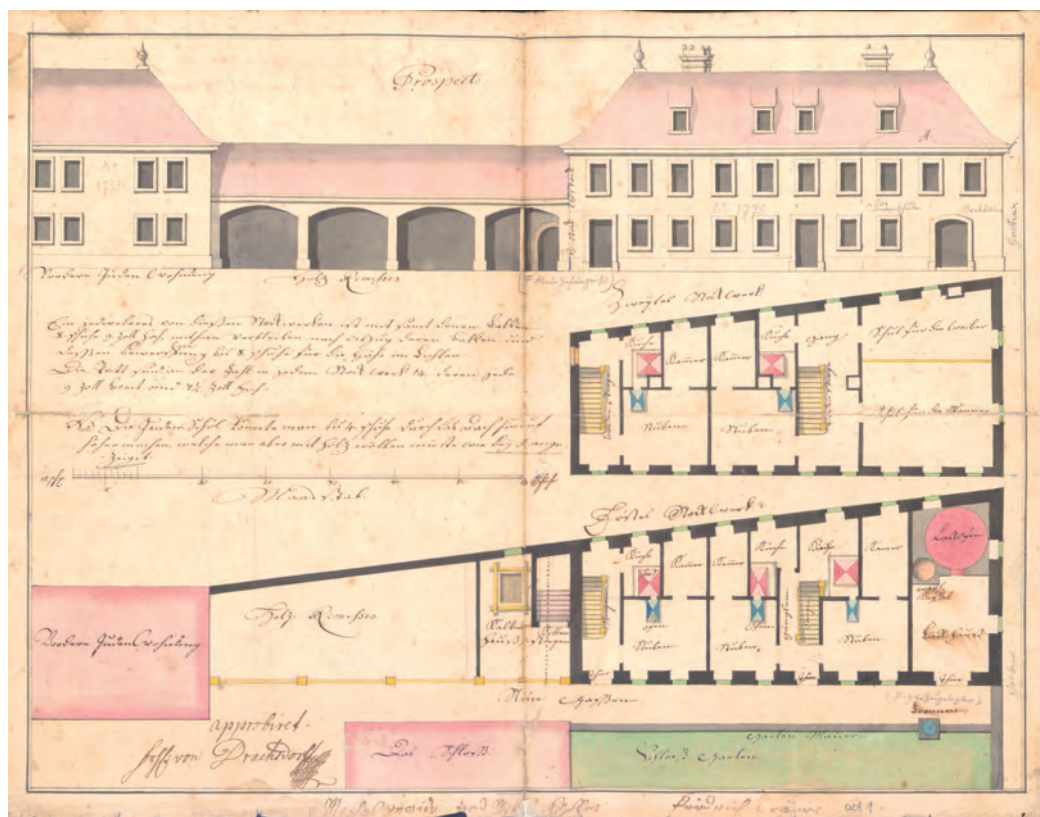
2 Vom Adelsherrn ausgebeutet und unterdrückt – Schutzjuden in der „Juden paraque“ des Guts Adolphbühl in Adelsberg

- a) 1775
Adelsberg, Lageplan des Drachsdorf'schen Gutshofs, Bestand und geplante Neubauten
- b) 1775
Adelsberg, Bauplan der neuen „Judenwohnungen“ mit „Judenschule“ im Hof des ehemaligen Schlosses Adolphbühl

Wie der Adelshof von Eichenhausen (LK Rhön-Grabfeld) überdauert auch das Ensemble des Drachsdorf'schen Guts Adolphbühl von Adelsberg (LK Main-Spessart) nur in Planzeichnungen. Lediglich das 1626 erbaute und später mehrfach umgebaute Schlösschen hat sich bis heute erhalten. Die Pläne aus dem Staatsarchiv Würzburg geben jedoch zusammen mit den schriftlichen Dokumenten einen genauen Einblick in die Gesamtstruktur eines adeligen Frei- und Gutshofs.

Ein Kleinadeliger erwarb das örtliche Schloss Adolphbühl und brachte darin bereits im Jahr 1626 Schutzjuden unter. Um 1733 ließ der Gutsherr für 679 Gulden an der südlichen Hofbegrenzung (links des Hoftors D) eine „neye Juden paraque“ erbauen. Der detaillierte Lageplan (Kat.-Nr. 2a) zeigt den gesamten Drachsdorf'schen Gutshof in Adelsberg mit barocker Parkanlage. Der Bestand ist in Rot (Schloss) und Schwarz angelegt. Der geplante Bereich der neuen „Judenwohnungen“ (L) entlang der linken Grundstücksgrenze (oben) ist gestrichelt wiedergegeben. Der Erdgeschossgrundriss des 1733 erbauten vorderen zweigeschossigen Hauses mit den Wohnungen für die Schutzjuden (F) ist detailliert eingezeichnet. Es umfasst mit einer Länge von etwa 22,60 m und einer Breite von etwa sieben Meter vier „Judenhäuser“ mit insgesamt acht Wohnungen, verteilt auf beide Geschosse. Die Wohnungen verfügen über zwei bzw. drei Zimmer.

Im Jahr 1750 kaufte der General und würzburgische Hofkriegsrat Karl Reinhard Freiherr von Drachsdorf (um 1695–1770) den Gutshof, vermutlich um damit seine Reichsunmittelbarkeit durchzusetzen.



Kat.-Nr. 2b

Sein Sohn Karl Wilhelm erbaute ab 1773 an der südlichen Hofgrenze für weitere fünf jüdische Familien als Pendant zu den bestehenden vorderen „Judenwohnungen“ (Kat.-Nr. 2b mit dem Datum 1733) ein neues zweigeschossiges „Mehrfamilienhaus“. Das Erdgeschoss des Neubaus umfasst drei schmale Wohnungen und ein Backhaus mit einem großen Backofen und einem Waschkessel. Im Obergeschoss sind zwei Wohnungen sowie über dem Backhaus die „Judenschule“ (Synagoge) angeordnet. Auf einer Grundfläche von rund 52 qm befinden sich hier die etwa quadratische „Schul für die Männer“ und die durch eine Zwischenwand abgetrennte kleinere „Schul für die Weiber“. Al-

lerdings ist im Plan der Eingang zum Betsaal nach Osten gerichtet, wodurch die vorschriftsmäßige Aufstellung des Toraschreins erschwert wird. Ob genau diese Disposition und die in den Aufriss eingezeichnete Segmenttonne über dem Betsaal zur Ausführung kamen, ist nicht bekannt. Die grundsätzliche Umsetzung des Plans bestätigt eine Notiz von 1847. Die Rohbaukosten für das Gebäude übernahm der Gutsherr, während die Synagoge mit Spenden der jüdischen Gemeinde eingerichtet wurde.

Das Leben auf dem Gutshof war für die Juden sehr hart, der adelige Schutzherr regierte seine Schutzbefohlenen streng. Er ernannte und entließ Gemeindevorstand („Judenschultheiß“) und Vorsänger („Reba“/Rabbi). Eine aus 58 Paragraphen bestehende Judenordnung gereichte vor allem der Drachsdorf'schen Herrschaft zum Vorteil. Dabei erwiesen sich die im Hof einquartierten Juden als rentierliche Geldanlage für den Schutzherrn: Jede Familie zahlte im Jahr zehn bis zwölf Gulden für Schutzgeld und Miete. Witwen und Alleinstehende mussten acht Gulden entrichten.

a) Plan, Feder, 43,5 / 36,7 x 40,3 cm (trapezförmig).

b) Plan, Feder und Bleistift, 34,9 x 46 cm.

Staatsarchiv Würzburg, Adelsarchiv Drachsdorf 5.

Literatur: Hans Schlumberger – Cornelia Berger-Dittscheid, Art. Adelsberg. In: Synagogen-Gedenkband III/1, S. 123–134.

Die Synagogenausstattung und ihre Anordnung im Raum

Die Vorschriften des jüdischen Religionsgesetzes (Halacha) für den Bau einer Synagoge bzw. die Nutzung eines Raums als Synagoge beziehen sich hauptsächlich auf den liturgischen Ablauf und den angemessenen Umgang mit dem Ort, der erst durch die Anwesenheit der Tora und der zum Gebet versammelten Menschen zum Heiligtum wird. Die Voraussetzung zur Bildung einer jüdischen Gemeinde (hebr. Kehilla, westjiddisch Kehille) ist der Synagogengottesdienst, der wiederum einen Minjan, d.h. eine Mindestzahl von zehn religionsmündigen männlichen Personen erfordert. Nur mit der Abhaltung der regelmäßigen täglichen Gebete und des Schabbatgottesdienstes in Präsenz der Tora – der fünf Bücher Mose – wird ein Raum zur Synagoge. Dazu kann nahezu jeder Raum verwendet werden, doch muss dieser entweder im Besitz der jüdischen Gemeinde sein oder dauerhaft von ihr angemietet sein.¹⁷ Für die Behörden ist dagegen bereits im 17. Jahrhundert die Definition eines Gebäudes oder Raumes als Synagoge davon abhängig, ob ihre Einrichtung von ihnen genehmigt ist oder nicht. Im 19. Jahrhundert unterscheidet die königliche Regierung zwischen einer „förmlichen“ Synagoge und den offiziell verbotenen privaten Betstuben, den sogenannten Winkelsynagogen. Der diskriminierend erscheinende, oft in der behördlichen Korrespondenz, aber auch im Volksmund verwendete Begriff „Judenschul“ oder „Schul“ für die Synagoge entspricht durchaus ihrer Funktion als Ort der Unterweisung. Die Juden bezeichnen die Synagoge als Bet ha-Knesset (Haus der Versammlung), Bet ha-Tefila (Haus des Gebets) oder Bet ha-Midrasch (Haus der Lehre), womit zugleich die drei wichtigsten Funktionen eines jüdischen Gotteshauses genannt sind.

¹⁷ Zu den liturgischen und religionsgesetzlichen Voraussetzungen für den Synagogenbau und ihre Anwendung im mitteleuropäischen Raum siehe grundlegend Keßler, Ritus, S. 35–89. Siehe zusammenfassend auch Katrin Keßler, Gotteshaus und Gottesdienst im Judentum. In: Synagogen-Gedenkbuch II, S. 19–26. – Zu den genannten Orten siehe die entsprechenden Kapitel in den Synagogen-Gedenkbänden III/1 und III/2.

Die Torarollen werden im **Aron ha-Kodesch (Toraschrein)** aufbewahrt. Dieser steht im Idealfall vor der Ostwand oder ist dort in einer außen vorkragenden Nische (Toraerker) oder Apsis untergebracht. Die Orientierung nach Osten oder auch Südosten entspricht der Gebetsrichtung nach Jerusalem. Sie wird meistens durch das über dem Aron angeordnete runde oder ovale Misrachfenster angezeigt, kann aber auch durch eine mit „Misrach“ beschriftete Tafel ersetzt werden. Da sich der Eintretende vor dem Schrein verneigen muss, liegt der Eingang diesem im Idealfall gegenüber.¹⁸ Der Toraschrein ist von einer portalähnlichen Rahmenarchitektur mit Säulen umgeben. Eine Krone und zwei die Bundestafeln haltende Löwen sind oft Bestandteil eines bekrönenden Aufsatzes. Die älteren barocken Schreine sind, wie beispielsweise der im Jewish Museum von New York erhaltene Aron ha-Kodesch von Westheim (LK Haßberge; vor 1740), in der Art eines aufwendig verzierten und farbig gefassten Holzschrankes hergestellt¹⁹. Der 1767/1768 für die Synagoge von Westheim bei Hammelburg (LK Bad Kissingen) aus Stein gefertigte Aron ha-Kodesch gehört seit 1954 zur Dauerausstellung des Mainfränkischen Museums/Museums für Franken in Würzburg. An dem reich mit Rocailles verzierten und mit einer dezenten Marmorierung überzogenen Aufbau fallen vor allem die hebräischen Inschriften in einer Kartusche des bekrönenden Aufsatzes auf. Sie lauten in deutscher Übersetzung „Ich habe den Ewigen stets vor Augen“ (Psalm 16,8) und „Wisse vor wem du stehst“ (babylonischer Talmud, Traktat Berachot 28b). Letztere ist die gängige, an den meisten Toraschreinen verwendete Inschrift. Oft liest man dort auch „Keter Tora“ (Krone der Tora) oder als Abkürzung „K T“ in Hebräisch. Ein kostbar bestickter Vorhang verschließt die Öffnung zum Schrein. Der Zugang zu den barocken Schreinen erfolgt von vorne über Stufen; auf der Brüstung der Treppenwangen sind Kerzenhalter angebracht. Nur wenige Toraschreine haben die Novemberpogrome unversehrt überstanden.²⁰ Die bildliche Überlieferung einiger zerstörter Schreine ist vor allem dem jüdischen Kunst-

¹⁸ Vgl. Keßler, Ritus, S. 35–89.

¹⁹ Siehe Farabbildung in: Synagogen-Gedenkband III/2.1, S. 'XXVIII.

²⁰ Außer den ausgebauten Schreinumrahmungen der beiden Westheim hat sich aus unterfränkischen Synagogen die Rahmenarchitektur der Schreine von Memmels-



Westheim bei Hammelburg (LK Bad Kissingen), Toraschrein von 1767/1768
in der Synagoge, um 1930 (Sammlung Harburger, CAHJP, P160/623).



Veitshöchheim (LK Würzburg), Innenraum der Synagoge nach Westen
mit rekonstruierter Bima von 1720/1721 (s.a. S. 110 in diesem Katalog)
(Foto: Hans-Christoph Dittscheid 2011).

historiker Theodor Harburger zu verdanken, der im Auftrag des Verbandes der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern in den 1920er- und Anfang der 1930er-Jahre die Synagogen und jüdischen Friedhöfe in Bayern inventarisiert und die Bauten teilweise sogar vermessen hat. Seine in den Central Archives for the History of the Jewish People in Jerusalem aufbewahrten Notizen und Fotografien sind für die Rekonstruktion der verlorenen Synagogenräume von unschätzbarem Wert.²¹

Das zweitwichtigste Einrichtungsstück einer Synagoge ist der **Almemor (auch Bima)**, von dem aus der Vorsänger die aktuellen Toraabschnitte verliest. In der Barockzeit steht die Bima, wie von dem jüdischen Gelehrten Maimonides bereits im 12. Jahrhundert empfohlen, in der Mitte des Raumes, damit alle von ihren Sitzplätzen die Lesung verfolgen können. Niemand soll zwischen Schrein und Bima sitzen.²² Bei dem meist im Grundriss achteckigen Mobiliar handelt es sich um ein erhöhtes Podest mit einer Brüstung, das über Stufen von den Seiten zugänglich ist. Die älteren Bimot besitzen mitunter einen Baldachin oder Schirm. Der in Mainfranken verbreitete steinerne Typus mit barocken Balustern, wie sie auch an vielen zeitgenössischen Gebäuden vorkommen, und einem Schirm ist in der Synagoge von Veitshöchheim zu besichtigen. Der dortige um 1720/1721 entstandene Almemor konnte mit Hilfe der 1986 im Fußboden gefundenen Originalfragmente und der historischen Fotos aus der Sammlung Harburger rekonstruiert werden.

In manchen Synagogen steigen die männlichen Gottesdienstbesucher einige Stufen in den tiefergelegten Betsaal hinab. Dies lässt sich auf einen Vers aus Psalm 130,1 zurückführen: „Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir, höre auf meine Stimme!“ Die Möbelsitze und die beweglichen Stehpulte (Stände) sind vor den Wänden angeordnet, ausgerichtet auf die im Zentrum des Saals stehende Bima.

dorf, Urspringen, Veitshöchheim (liturgiefähig), Sommerhausen, Rimpf und Bad Neustadt a. d. Saale (Tel Aviv, Tiferet Zvi-Synagoge) erhalten.

²¹ Siehe dazu die Abbildungen in: Harburger, Inventarisierung.

²² Vgl. Keßler, Ritus, S. 46–51.

In der Synagoge gilt die Geschlechtertrennung. Die **Frauensynagoge („Weiberschul“)** liegt oft leicht erhöht wie z.B. in Geroda (LK Bad Kissingen, 1717) oder auf einer Galerie wie in Aidhausen (LK Haßberge, Anfang 18. Jahrhundert). Es können auch zwei Ebenen als gedeckte Emporen übereinander angeordnet sein wie in Heidingsfeld, Niederwerrn und Westheim bei Hammelburg (LK Bad Kissingen). Meistens erhält der Frauenbereich seinen Platz im Westen des Saals, kann aber wie z.B. in Heidingsfeld oder Memmelsdorf auch an einer Seitenwand liegen. In Hammelburg (1767) ist im Norden ein eigener Anbau an die Synagoge gefügt. Die betenden Frauen sind vor den Blicken der Männer durch Gitter oder Vorhänge geschützt, die über einer Trennwand oder einer verzierten Holzbrüstung angebracht sind.

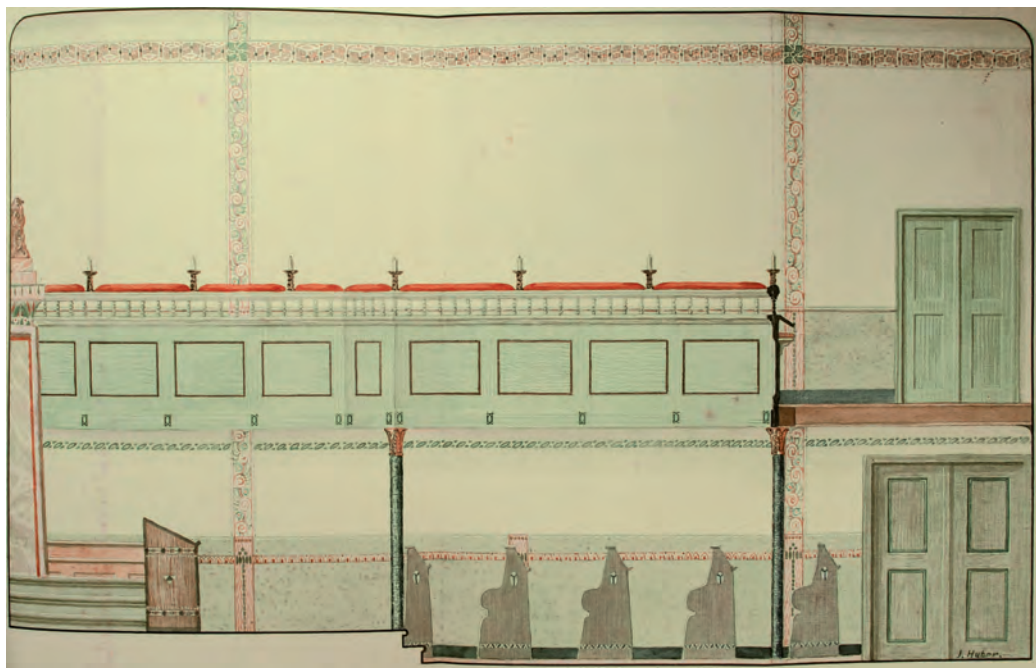
Die in den historischen jüdischen Quellen formulierten Vorgaben, die Synagoge solle zu allen Seiten frei stehen und das höchste Gebäude des jeweiligen Ortes sein, waren nicht überall realisierbar. Eine Firststange sorgte zumindest beim Erreichen der erforderlichen Höhe für Abhilfe. Die ebenfalls erwünschte prächtige Ausstattung mit vielen Lichtern und Fenstern weisen dagegen viele Synagogen auf. Mancherorts erschließt ein kleiner vorgebauter Anbau mit Handwaschbecken, der sogenannte Pallisch, das Gebäude.

Die barocke Anordnung von Schrein und Almemor ist in der Synagoge von Veitshöchheim anschaulich rekonstruiert. Auch in der ehemaligen Synagoge von Urspringen (1803) wird diese Disposition augenfällig. Die Bima ist wie in Veitshöchheim mit aufgefundenen Fragmenten wiederhergestellt, sodass die während der Novemberpogrome erlittenen Zerstörungsspuren sichtbar belassen bleiben. Die historischen Pläne der Synagogen von Kitzingen (Kat.-Nr. 1.2) und Gemünden (Kat.-Nr. 3.1) zeigen noch die barocke Disposition einschließlich der Sitzplätze im Betsaal der Männer und in der Frauensynagoge.

Die farbige Ausmalung der barocken Synagogen ist grundsätzlich im Rahmen restauratorischer Befunduntersuchungen nachgewiesen, allerdings sind die Wandfassungen meist nur fragmentarisch erhalten. Grundsätzlich gilt für die aschkenasischen Synagogen das



Kirchheim (LK Würzburg), Ausmalung durch den galizischen Wanderkünstler Elieser Sussmann (Foto um 1900, Stadtarchiv Würzburg, Zeitgeschichtliche Sammlung, Jüdisches Leben).



Dettelbach (LK Main-Spessart), Innenraum der zwischen 1858 und 1862 erbauten Synagoge, kolorierte Zeichnungen für die neue Farbgebung, Längs- und Querschnitt, um 1910 (CAHJP, D/De8/1) (auch S. 47).

im Alten Testament verankerte Bilderverbot, das sich jedoch nur auf die Darstellung menschlicher Figuren bezieht. Deshalb überwiegt bei der Ausmalung von synagogalen Innenräumen das Ornament, gelegentlich finden sich auch Tierdarstellungen oder eine Vedute von Jerusalem. Eine Besonderheit stellt die nur noch durch historische Fotografien überlieferte Ausstattung der Synagoge in Kirchheim (LK Würzburg) dar. Der galizische Wanderkünstler Elieser Sussmann, Sohn des Kantors Schlomo Katz aus Brod[y] (heute: Ukraine), fertigte sie im Jahr 1734 oder 1739 nach dem Vorbild der in seiner osteuropäischen Heimat im 17. und 18. Jahrhundert verbreiteten Holzsynagogen. Das kleine jüdische Gotteshaus in Kirchheim und weitere von Sussmann ausgestattete Synagogen in Süddeutschland sind seltene Beispiele für jüdische Handwerkertätigkeit und jüdischen Kul-



turtransfer in dieser Zeit. Die in der Art ländlichen Bauernbarocks aus Holz gefertigten Einrichtungsgegenstände sind vollständig von farbigen vegetabilen Ornamenten überzogen. An den Wänden umranken die Dekorationen verschieden große Felder mit hebräischen Texten, die Gebete, Psalmen und Segenssprüche beinhalten. Nach der Auflösung der jüdischen Gemeinde von Kirchheim gelangte die wertvolle hölzerne Synagogenausstattung in das damalige Würzburger Luitpoldmuseum (heute: Museum für Franken) und gehörte bis zur NS-Zeit zu den Attraktionen des Museums. Der Museumsdirektor

konnte die Ausstattung zwar vor dem Zugriff der Nationalsozialisten verbergen, doch fiel sie am 16. März 1945 dem Bombenangriff auf Würzburg zum Opfer.²³

Der politische und gesellschaftliche Wandel und der mit dem „Edikt über die Verhältnisse der jüdischen Glaubensgenossen im Königreich Bayern“ (1813) in Gang gesetzte Emanzipationsprozess bedeuteten für die jüdischen Gemeinden im neu gegründeten Königreich Bayern massive Veränderungen bezüglich ihres Status’ und ihrer religiösen Strukturen. Die Emanzipation der Juden war in dem erzieherisch eingreifenden Staat vom Grad der Integration in die christliche Mehrheitsgesellschaft abhängig. Synagogenordnungen sollten die bisher laut und bewegt praktizierten Gebete in ruhige, als andächtig und würdevoll empfundene Gottesdienste verwandeln. Viele Gemeinden ersetzten daraufhin die beweglichen Stände durch feste, nach Osten ausgerichtete Subsellien (Bänke). Die Bima stand vor dem Schrein – später auf einer erhöhten Estrade (Podium). Der Zugang zum Schrein erfolgte deshalb nicht mehr von vorn, sondern von den Seiten. Mit diesen Veränderungen erfolgte eine deutliche Annäherung an die für Kirchenräume übliche Disposition. Den Bereich für die Frauen vergrößerten dreiseitige Emporen. Grundsatzdiskussionen zwischen traditionell argumentierenden Rabbinern und liberaleren Gemeindegliedern über den Sinn und die Höhe der über der Emporenbrüstung anzubringenden Gitter füllten unzählige Dokumentenseiten.

Der Innenraum des zwischen 1858 und 1862 in ägyptisierenden Formen neu erbauten jüdischen Gotteshauses von Dettelbach (LK Kitzingen) setzte die beschriebenen modernen Tendenzen um. Dies belegen kolorierte Zeichnungen aus den Central Archives for the History of the Jewish People in Jerusalem. Hier nahm eine Estrade den Toraschrein und das Lesepult (Bima) auf. Der Dettelbacher Betsaal der

²³ Cornelia Berger-Dittscheid, Art. Geroldshausen mit Kirchheim. In: Synagogen-Gedenkbuch III/1, S. 643–645. – Weitere Synagogenausstattungen von Elieser Sussmann befanden sich in den mittelfränkischen Synagogen von Bechhofen und Colmburg (beide LK Ansbach). Große Teile der hölzernen Sussmann’schen Synagogenausstattung von Horb am Main sind im Israel Museum in Jerusalem, die von Unterlimpurg im Hällisch-Fränkischen Museum in Schwäbisch-Hall zu besichtigen.

Männer besaß Subsellen und eine dreiseitige Frauenempore mit einem vergleichsweise niedrigen Sichtschutz über der Holzbrüstung.²⁴

3.1 „[...] die schohn vor zwey hundert Jahr gestandene Sinnachocher für die Isseralietten zu Gemünden“ und ihre Ausstattung

[1838]

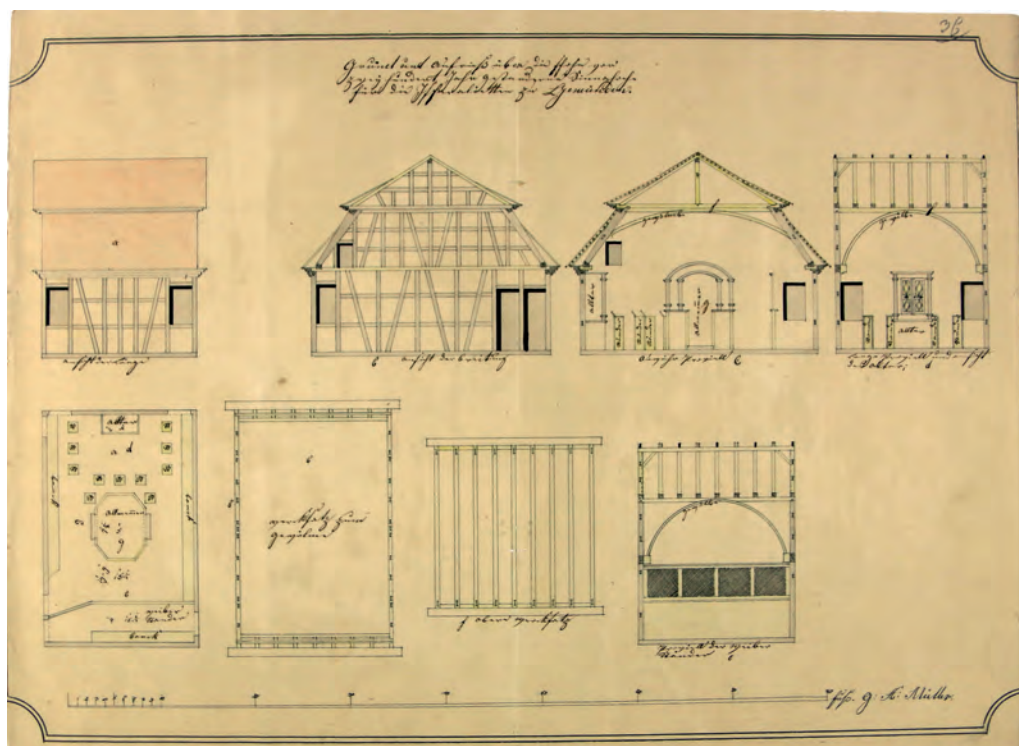
Bestandsaufnahme der barocken Synagoge von Gemünden

Mit dieser vermutlich nach einem barocken Bauplan oder in der Art eines solchen angefertigten Zeichnung wollten die Juden von Gemünden (LK Main-Spessart) im Jahr 1838 die Existenz ihrer Synagoge seit mehr als 200 Jahren nachweisen, damit sie ihre Gottesdienste fortführen durften. So erlaubte das in Unterfranken seit 1817 umgesetzte Judenedikt von 1813²⁵ Synagogen und jüdische Gemeinden zunächst nur in Orten mit einer Familienzahl von mindestens 50. Nachdem sich diese Begrenzung als unrealistisch für die kleinen Gemeinden in den unterfränkischen Städten und Dörfern erwiesen hatte, zählten fortan vor allem der Minjan und die Existenz einer Synagoge seit „unfürdenklichen Zeiten“. Ob das vorgebliche Alter „mehr als 200 Jahre“ wirklich auf die Gemünder Synagoge zutrifft, ist fraglich. Denn für das Jahr 1638 ist dort nur ein Schutzjude überliefert. Die erst ab der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts kontinuierlich aus drei bis vier Familien bestehende jüdische Gemeinschaft verfügte 1838 über einen Raum im Privatanwesen des Juden Samson Straus, den sie als Betsaal nutzte. Die Behörde erkannte diesen jedoch nicht als „förmliche“ Synagoge an. Das im Plan dargestellte Gebäude zeigt diese Situation, indem die Synagoge „zwar eine Fortsetzung des Hauses einer der Juden bildet, aber als ein eigenes Gebäude angesehen werden kann.“²⁶

²⁴ Hans Schlumberger – Cornelia Berger-Dittscheid, Art. Dettelbach. In: Synagogen-Gedenkbuch III/2.2, S. 955–976.

²⁵ Regierungsblatt 1813, S. 322 ff.

²⁶ Zit. nach Staatsarchiv Würzburg, Bezirksamt/LRA Gemünden 273: Bericht des Stadtmagistrats Gemünden an die Kreisregierung v. 22.4.1838. Vgl. Hans Schlum-



Eine Lokalisierung des Hauses im heutigen Stadtplan von Gemünden ist nicht mehr möglich, der schmalrechteckige Grundriss (etwa 4,80 x 4,20 m) verweist jedoch auf eine Reihenbebauung. Der Plan zeigt einen eingeschossigen barocken Fachwerkbau mit Mansarddach. Eine mit der Giebelseite identische Längsseite nimmt die getrennten Eingänge für Männer und Frauen auf. Von außen ist nicht erkennbar, dass sich in diesem Gebäude ein jüdischer Gebetssaal befindet. Ein Tonnengewölbe aus Holz bedeckt den Raum, dessen Einrichtung sehr detailliert dargestellt ist: In der Mitte steht der durch einen Säulenbaldachin ausgezeichnete Almemor mit einem Grundriss in Form eines gestreckten Rechtecks. Bei dem über einem hohen Sockelpodest vor der Ostwand aufgestellten Toraschrein (im Plan „alltar“ genannt)

berger – Cornelia Berger-Dittscheid, Art. Gemünden. In: Synagogen-Gedenkbuch III/1, S. 168, 176.

handelt es sich offensichtlich um einen einfachen Holzschrank mit flankierenden Säulen. An den Längswänden ziehen sich Bänke entlang. Im Raum sind elf Stehpulte („Ständer“) für die Männer verteilt, die den Minjan und damit die Mindestzahl der Betenden nachweisen sollen. Eine Trennwand mit Vergitterung schirmt den ebenerdig gelegenen, schmalen Frauenbereich im Westen vollständig vom Betsaal der Männer ab. Mit Unterstützung des Stadtmagistrats von Gemünden erreichte die kleine jüdische Gemeinschaft gegen die Verfügung der Kreisregierung den „Fortbestand der Synagoge“. Diese blieb bis zum Bau der neuen Synagoge von 1887/1888 in Benutzung.

Plan, Tusche, Papier mit Wasserzeichen „J[ames] WHATMAN“ (Falsifikat des 19. Jahrhunderts), 31,5 x 42,5 cm.

Staatsarchiv Würzburg, Regierung von Unterfranken 8466, fol. 35 f.

Literatur: Hans Schlumberger – Cornelia Berger-Dittscheid, Art. Gemünden. In: Synagogen-Gedenkband III/1, S. 167–178.

3.2 Modernisierung der Synagogenausstattung um die Mitte des 19. Jahrhunderts

- a) August 1859
Frankenwinheim, Neueinrichtung der barocken Synagoge
- b) 2004
Frankenwinheim, ehemalige Synagoge als Wohnhaus

Die im zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts erbaute barocke Synagoge von Frankenwinheim (LK Schweinfurt) ist im Kern noch in dem 1910 um ein zweites Geschoss aufgestockten Bauwerk enthalten. Dies verdeutlichen die geohrten Fenster- und Türgewände im Erdgeschoss, die sich von dem mit Backstein verkleideten Obergeschoss absetzen. Das heute als Wohnhaus genutzte Gebäude wurde in den Jahren 1859 und 1910 jeweils grundlegend umgebaut. Die barocke Disposition erschließt sich deshalb nur noch über eine Grundrisskizze, die den Bestand im Jahr 1859 anreißt: Sie zeigt die für barocke Synagogen übliche, in der Raummitte platzierte Bima über achteckigem Grundriss.

memor trotz des Einbaus der „Kirchenbänke“²⁸ beizubehalten. Doch war der von einem halbrunden Tonnengewölbe überdeckte Saal in Frankenwinheim mit 6,75 x 8,35 m zu klein dafür. An der Rückseite des Raums war ein Gestühl für die männliche Jugend geplant. Eine neue U-förmige Empore bot 33 Frauen Platz.



Kat.-Nr. 3.2b

Der mit Rokoko-Dekor überzogene prächtige Schrein blieb über die Umbauten des 19. und frühen 20. Jahrhunderts hinweg erhalten. Am 10. November 1938 wurde jedoch ein jüdischer Mann unter Misshandlungen gezwungen, diesen herauszureißen und zu zerstören. Da ihm das nicht gelang, erledigten wohl die am Pogrom beteiligten

Nationalsozialisten diese Arbeit. Anschließend mussten jüdische Frauen und Männer die Trümmer der Einrichtung mit den geschändeten und zerstörten Synagogenritualien ins Feuer werfen (siehe dazu Kat.-Nr. 10.2).

- a) Plan, Feder, 28,9 x 35 cm
Staatsarchiv Würzburg, LG ä.O. Gerolzhofen, Administrativakten 777.
- b) Farbfoto: Stefan Polster.

Literatur: Cornelia Berger-Dittscheid, Art. Frankenwinheim. In: Synagogen-Gedenkbuch III/2.2, S. 1297–1325.

²⁸ In der Korrespondenz mit den Behörden werden die Subsellen für die Synagogen auch gelegentlich als „Kirchenbänke“ bezeichnet.

3.3 Ein prächtiger Mantel für die Tora

um 1760/1765

Toramantel aus Ebelsbach

Während der Pogrome im Herbst 1938 fiel der größte Teil der Synagogenausstattungen der Zerstörungswut und Gewalttätigkeit des nationalsozialistischen Mobs zum Opfer. Von einigen Orten wird jedoch von besonders wertvollen beschlagnahmten Ritualien berichtet. In Mainstockheim, Aschaffenburg und Maßbach z.B. tauchte diese Raubkunst in den Jahrzehnten nach dem Krieg wieder auf. Selbst rund 80 Jahre nach der Schoa fanden sich im Jahr 2016 bei Inventarisierungsarbeiten im Depot des Museums für Franken Ritualien, die in einer historischen Quelle als „Sieben Kisten mit jüdischem Material“²⁹ bezeichnet wurden. Die Objekte wurden wissenschaftlich untersucht und konnten hauptsächlich sieben unterfränkischen Synagogen zugeordnet werden. In den Ausstellungen des Jüdischen Museums München und des Museums für Franken in Würzburg der Jahre 2018/2019 wurden wertvoller Toraschmuck, Chanukka-Leuchter, Sederteller und vieles mehr der Öffentlichkeit präsentiert. Die Gegenstände tragen Zerstörungsspuren, die hauptsächlich vom Brand des Mainfränkischen Museums nach der Bombardierung im März 1945 herrühren. Der Toramantel aus Ebelsbach (LK Haßberge) und der Tass (Toraschild) aus Öttershausen sind Teil der im damaligen Luitpoldmuseum (1939 in Mainfränkisches Museum umbenannt, jetzt Museum für Franken) abgelieferten Raubkunst.

Der reich mit Blumen, Perlen und Ornamenten verzierte farbenprächtige Toramantel ist aus dem Stoff eines prunkvollen Kleidungsstückes, möglicherweise eines Hochzeitskleides, in Zweitverwendung gefertigt. Aufgenähte Metallfäden zeichnen die Umrisse der Krone der Tora nach. Die Zuschreibung des gut erhaltenen Mäntelchens an die jüdische Gemeinde von Ebelsbach erschließt sich u.a. aus den

²⁹ Zit. nach Jüd. Museum München – Museum f. Franken, Kisten, insbesondere S. 91–103.



Notizen Theodor Harburgers und der Widmungsinschrift für einen weiteren Ebelsbacher Toramantel.

Lyon und Süddeutschland, Seidentaft, Metallfäden, Fell, Leinen, 97 x 53,5 cm.

Museum für Franken, Staatliches Museum für Kunst- und Kulturgeschichte in Würzburg, Inv.-Nr. 65367.

Literatur: Jüd. Museum München – Museum f. Franken, Kisten, S. 154. – Vgl. Axel Töllner – Hans-Christof Haas, Art. Ebelsbach. In: Synagogen-Gedenkbild III/2.1, S. 461–470.

3.4 Wertvolles Silber für die Tora

um 1710/1720 (Stifterinschrift von 1776/1777)

Toraschild aus Öttershausen

Der Toraschild (Tass) wird als Schmuck über eine Torarolle gehängt und erinnert an den Brustschild des Priesters Aron. Auf eine fast quadratische Silberplatte ist separat aus Silber gefertigter Reliefschmuck appliziert. Dargestellt sind die zwei gewundenen Säulen Jachin und Boas. Von den zwei vollplastisch vor den Säulen stehenden Figuren Josua und Mose hat sich nur noch Mose erhalten. Anstelle der sonst für Toraschilde üblichen Löwen steigen in Anspielung auf den Namen des Stifters zwei Hirsche über den Säulen auf. Diese flankieren die Krone der Tora am Bogenrand des Schilds. Darunter ist ein Doppeladler aufgesetzt. In die rechteckige Fläche im unteren Drittel des Tass werden Täfelchen eingeschoben, die auf die Festtage verweisen (hier Schabbat). Unten befindet sich eine vermutlich nachträglich aufgebrachte kleine Kartusche mit Rocaillen mit der hebräischen Stifterinschrift.

Die Stifterfamilie des Toraschilds namens Hirsch (hebr. Naftali) stammte aus dem kleinen Ort Öttershausen (LK Kitzingen) bei Gai-bach. Mit Auflösung der jüdischen Gemeinde gelangte das Stück vermutlich durch den Viehhändler Hirsch Frank im Jahr 1877 nach Schweinfurt in die dortige Synagoge. Dort wurde es am 10. November 1938 mit weiteren Ritualien aus der zerstörten Schweinfurter



Synagoge geraubt und ins damalige Würzburger Luitpoldmuseum gebracht.

Toraschild, Silber, Schmiedearbeit (Johann Heinrich Schneider/ Kitzingen), 27 x 21,7 cm. Feiertagstäfchen: „Schabbat P[arascha] Chodesch“ (hebr., Schabbat Ruhetag); Kartusche (hebr.): Gehört dem Gemeindevorsteher / Baruch, Sohn des Naftali / aus Öttershausen 537 nach der kleinen Zählung (1776/1777); mit Zerstörungsspuren des Novemberpogroms in Schweinfurt am 10.11.1938.

Museum für Franken, Staatliches Museum für Kunst- und Kulturgeschichte in Würzburg, Inv.-Nr. 63025

Literatur: Jüd. Museum München – Museum f. Franken, Kisten, S. 186. – Vgl. Cornelia Berger-Dittscheid, Art. Zeilitzheim mit Öttershausen. In: Synagogen-Gedenkband III/2.2, S. 1629–1650.

Die Aufklärung und der lange Weg zur Emanzipation

Die Aufklärung wirkte sich ab 1783/1784 in den jüdischen Gemeinden des heutigen Unterfranken vereinzelt im Bereich Bildung und Erziehung aus. Die Schulreform des aufgeklärten Fürstbists und Fürstbischofs Heinrich von Bibra (1711–1788) z.B. betraf auch die im Hochstift Fulda gelegenen israelitischen Gemeinden von (Bad) Brückenau, Geroda, Hammelburg, Untererthal und Unterriedenberg. Im Amt Gaibach erließen die Herren von Schönborn in Wiesentheid für ihre Schutzjuden von Frankenwinheim, Lülsfeld und Zeilitzheim am 5. Mai 1784 eine „Judenverordnung“, die ihnen die gleiche „Fürsorge und Gnade“ wie den christlichen Untertanen zusicherte. Die Adligen wollten die Schutzgelder reduzieren und sich finanziell an der Einrichtung eines Armenfonds beteiligen. Die Voraussetzungen für den Schutzbrief – ein Vermögen von 1.000 Gulden oder das Erlernen eines Handwerks – nahmen bereits Elemente des Judenediktes von 1813 voraus. Diese von außen an die Judenheit herangetragenen Aufklärungsbestrebungen zielten auf deren Assimilation und Anpassung ab.³⁰

Vereinzelt ragten im damaligen Mainfranken auch jüdische Persönlichkeiten heraus, die der Haskala, der Aufklärung im Sinne Moses Mendelssohns, nahestanden. Simon Höchheimer aus Veitshöchheim und Joseph Isaak aus Gochsheim versuchten ab 1780 bei den Herrschaftsträgern eine soziale Verbesserung der Situation ihrer fränkischen Glaubensgenossen zu erreichen. Ihre Anträge, die u.a. eine Versorgung der jüdischen Bettler, die Einrichtung von Spitälern für arme und kranke Juden sowie die Verbesserung des Erziehungswesens berührten, stießen jedoch weder bei den Behörden noch bei den Vertretern der Landjudenschaft auf Zustimmung. Simon Höchheimer verließ daraufhin Franken, auch der mit Mendelssohn im Brief-

³⁰ Vgl. Cornelia Berger-Dittscheid, Art. Bad Brückenau. In: Synagogen-Gedenkbuch III/2.1, S. 13; Cornelia Berger-Dittscheid, Art. Frankenwinheim. In: Synagogen-Gedenkbuch III/2.2, S. 1297–1325, hier S. 1299.

wechsel stehende Distriktsvorgänger Simon Sommerhausen kehrte seinem Heimatort Niederwerrn bald nach dem Synagogenneubau den Rücken.³¹



Niederwerrn, ehemalige Synagoge als Bücherei, von Südosten 2021 (Foto: Hans-Christoph Dittscheid).

Gerade in dieser Zeit der in den Hochstiften Würzburg und Fulda kaum wahrnehmbaren Erleichterungen für die jüdische Bevölkerung sind Veränderungen im Synagogenbau festzustellen, die allerdings die kirchliche Obrigkeit sofort im Keim zu ersticken versuchte: Eine „Residenzsynagoge“ durfte 1780 in Heidingsfeld nicht realisiert werden, gleichwohl ein monumentales, auffälliges Bauwerk, das wie der Nachfol-

gebau von 1785/1786 in Niederwerrn (LK Schweinfurt)³² trotz der reduzierten Formensprache den Wunsch der aufblühenden jüdischen Gemeinden nach Anerkennung und Gleichberechtigung selbstbewusst nach außen trug. Die traditionell disponierte und in klassizistischen Formen umgesetzte Ausstattung der an der Schwelle zu einer neuen Epoche erbauten Synagogen von Heidingsfeld und Niederwerrn stand auf hohem künstlerischem Niveau. Sie signalisierte

³¹ Siehe dazu die Artikel Veitshöchheim, Gochsheim und Niederwerrn in den Synagogen-Gedenkbänden III/1 u. III/2.2.

³² Den Bau der Synagoge unterstützte wohl der nach England emigrierte Bankier Löb Kent. Siehe dazu ausführlich Gerhard Gronauer – Hans-Christof Haas, Art. Niederwerrn. In: Synagogen-Gedenkband III/2.2, S. 1409–1443.

den Wunsch der Juden nach Gleichstellung mit der nichtjüdischen Bevölkerung, jedoch unter Beibehaltung des besonderen jüdischen Charakters – sprich, der eigenen Kultur und Identität.³³

Zwei Jahrzehnte später entstand 1808 die klassizistische Synagoge von Kleinheubach mit formalen Reminiszenzen an die Schlossarchitektur der Fürsten zu Löwenstein. Im Unterschied zu den Synagogen von Heidingsfeld und Niederwerrn besitzt Kleinheubach Pilaster und an der Rückseite lange rundbogige Fensterbahnen. Die auffällige hebräische Inschrift über dem Portal nennt das Baujahr und zitiert Psalm 118,20: „Dies ist das Tor des Herrn, Gerechte ziehen hier ein.“³⁴ (siehe Kat.-Nr. 11.2)

Zu den frühesten, architektonisch herausragenden jüdischen Goteschhäusern im damaligen Untermainkreis gehörten die Synagogen von Arnstein und Heßdorf (beide LK Main-Spessart). Nur die ab 2012 vorbildlich sanierte Arnsteiner Synagoge hat sich als Lern- und Veranstaltungsort erhalten. Ihre Architektur trägt die Handschrift des Würzburger Kreislandbaurats Bernhard Morell, eines bei Friedrich Weinbrenner in Karlsruhe und bei Carl von Fischer in München ausgebildeten Architekten. Morells Bauten sind der realen Revolutionsarchitektur verpflichtet, einer kurzlebigen Ausprägung des Spätklassizismus. An dem originellen, 1819 fertiggestellten Bau fällt der einfache stereometrische Baukörper auf. Alle Öffnungen sind ohne Rahmen und Profile in die glatten Wandflächen eingeschnitten. Die Profile der Dreierarkaden an der Westfassade und der Gesimse sind auffallend kantig gebildet. Das unmittelbar über den Fenstern verlaufende Hauptgesims und das durch ein zusätzliches Wandstück hochgestelzte Dach führen die bisherigen Vorstellungen von einer regelhaften klassizistischen Architektur gewissermaßen ad absurdum. Für die 1821 eröffnete bauliche Schwestersynagoge in Heßdorf ist über-

³³ Vgl. Gehring-Münzel, Schutzjuden, S. 5–71. – Annette Weber, Altfromm und/oder aufgeklärt? Zur Entwicklung von Landsynagogen und Gemeindegemeinschaft in der Zeit der Aufklärung und Emanzipation. In: Judentum und Aufklärung in Franken, hrsg. vom Bezirk Mittelfranken durch Andrea Kluxen (Franconia Judaica 5), Würzburg 2011, S. 131–155.

³⁴ Ausführlich zur Synagoge von Kleinheubach siehe Axel Töllner – Cornelia Berger-Dittscheid, Art. Kleinheubach. In: Synagogen-Gedenkbuch III/1, S. 404–423.



Arnstein, ehemalige Synagoge als Lern- und Veranstaltungsort, 2014
(Foto: Hans-Christoph Dittscheid).

liefert, dass Baurat Morell die Entwürfe des örtlichen Maurermeisters als „unzweckmäßig und geschmacklos“ zurückwies und persönlich die Planung übernahm. Die an der Entwurfsfindung beteiligte jüdische Gemeinde von Heßdorf erreichte in diesen Jahren mit 194 Gemeindegliedern (1824) ihre Höchstzahl. Die Heßdorfer Synagoge



Mainstockheim, ehemalige Synagoge als katholische Kirche St. Gumbertus
(Foto: Cornelia Berger-Dittscheid 2020) (s.a. Kat.-Nr. 11.1).

wurde nach den Schändungen der Novemberpogrome und einem Artilleriebeschuss im Frühjahr 1945 im Jahr 1960 abgebrochen.³⁵

Der überwiegende Teil der erhaltenen und durch Baupläne dokumentierten Synagogen stammt aus dem 19. Jahrhundert. Darunter sind allein dem Gottesdienst gewidmete Solitärbauten, aber auch stattli-

³⁵ Vgl. Hans Schlumberger – Hans-Christof Haas, Art. Heßdorf mit Höllrich. In: Synagogen-Gedenkband III/1, S. 179–191. – Zum Architekten Bernhard Morell siehe Johannes Sander, Bernhard Morell. Aufstieg, Wirken und Fall eines königlich-bayerischen Baubeamten in Unterfranken 1816/1821 (Mainfränkische Hefte 111), Regensburg 2012; Johannes Sander, Kirchenbau im Umbruch. Sakralarchitektur in Bayern unter Max I. Joseph und Ludwig I., Regensburg 2013; Johannes Sander (Konzeption, Text, Gestaltung), Klassizismus in Unterfranken, Ausstellung im Staatsarchiv Würzburg, 5. Oktober bis 29. November 2013, Würzburg 2013.



Großlangheim, Innenraum der ehemaligen Synagoge als Kultur- und Informationszentrum (ab 2001) (Foto: Johannes Sander 2019).

che Mehrzweckgebäude. Ab dieser Zeit waren Synagogen im öffentlichen Raum wahrnehmbar und durch ihre Bauformen, ihr Bauvolumen und ihren Baustil deutlich von Wohnhäusern unterschieden. Der Bauaufgabe Synagoge widmeten die Behörden des Königreichs Bayern inzwischen die gleiche Aufmerksamkeit wie dem Bau christlicher Kirchen und anderer öffentlicher Bauten. Die Korrektur und Neuanfertigung der Synagogenentwürfe von Arnstein und Heßdorf durch einen Architekten der königlichen Kreisbaubehörde in Würzburg in den Jahren 1819/1821 erwiesen sich dabei als erste Schritte in diese Richtung. Ab 1829 wurde das gesamte öffentliche Bauwesen in Bayern und damit auch der Synagogenbau der Kontrolle des Staatsministeriums des Innern unterstellt. Als Kontrollorgan fungierte der von König Ludwig I. eigens gegründete Baukunstauschuss, dem renommierte, untereinander konkurrierende Architekten wie Leo von Klenze und Friedrich von Gärtner angehörten. Für kurze Zeit war auch der Würzburger Zivilbauinspektor Gottfried Gutensohn

Mitglied des Gremiums. Nach dem erfolgreichen Genehmigungsverfahren durch die Kreisbauämter prüfte der Baukunstausschuss ausschließlich die ästhetische Qualität der eingereichten, ein finanzielles Volumen von 500 Gulden überschreitenden Bauvorhaben. Erst mit der Unterschrift des Königs durfte ein Bauplan umgesetzt werden.³⁶

König Ludwig beantwortete dabei die Frage nach dem Baustil („In welchem Style sollen wir bauen?“) im Sinne des Architekturtheoretikers Heinrich Hübsch. Der von Ludwig favorisierte Rundbogenstil unterwanderte die klassizistischen Architekturformen und arrivierte zum führenden Baustil in Bayern. Für die unterfränkischen Synagogen auf dem Land blieb er es sogar bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts. Als herausragende Beispiele für den Rundbogenstil sind die in der Substanz erhaltenen Synagogen von Mainstockheim (1835/1836) und Großlangheim (1834–1836/1837) im Landkreis Kitzingen zu nennen. Am Entwurfsprozess beider als Mehrzweckgebäude gedachten jüdischen Gotteshäuser war der auf Kreisbauebene in Würzburg tätige Zivilbauinspektor Johann Gottfried Gutensohn maßgeblich beteiligt. Die Fassade der Mainstockheimer Synagoge zeigt den typischen Rundbogenstil, wie er beispielsweise an der Münchner Ludwigsstraße auftritt.³⁷

Die in Anlehnung an die Würzburger Synagoge von 1837/1841 im ägyptischen Stil erbauten Synagogen von Altenschönbach (1841) und Dettelbach (1862) blieben Ausnahmen in Unterfranken, ebenso die neugotische in Wiesenfeld (1863) und die orientalisierende in Obbach (1863/1865).³⁸

³⁶ Vgl. Sander, Kirchenbau (wie Anm. 34). – Annelie Hopfenmüller, Der Baukunstausschuss König Ludwigs I. Eine Ausstellung des Bayerischen Hauptstaatsarchivs (Staatliche Archive Bayerns – Kleine Ausstellungen 46), München 2015.

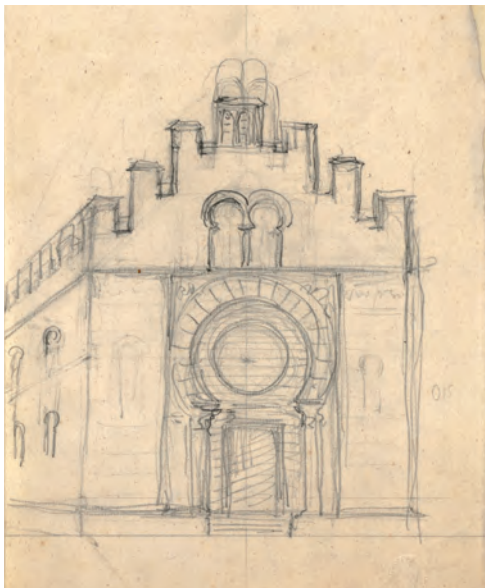
³⁷ Vgl. Hans Schlumberger – Cornelia Berger-Dittscheid, Art. Mainstockheim. In: Synagogen-Gedenkbuch III/2.2, S. 1137–1157. – Hans Schlumberger – Johannes Sander, Art. Großlangheim. In: Ebd. S. 987–1019 (im Synagogen-Gedenkbuch ist für den Architekturteil von Großlangheim der Autorennamen falsch angegeben, dies wird hiermit korrigiert).

³⁸ Siehe ausführlich die entsprechenden Artikel in den Synagogen-Gedenkbänden III/1 und III/2. Zu Wiesenfeld siehe Kat.-Nr. 6.2a u. 6.2b.

4 Ein Prototyp für Synagogen mittlerer Größe im maurischen Stil

- a) um 1830
Friedrich von Gärtner, Vorentwurf für die Synagoge von Ingenheim
- b) 1830
Friedrich von Gärtner, Bauplan für die Synagoge von Ingenheim

Einige unterfränkische Synagogen auf dem Land, beispielsweise Aidhausen (Entwurf), Obbach oder Theilheim, folgen dem Prototyp einer Synagoge, wie ihn Friedrich von Gärtner (1791–1847) 1830/1831 für Ingenheim (LK Südliche Weinstraße) in der bayerischen Pfalz vorgegeben hat. Die jüdische Gemeinde von Ingenheim gehörte in dieser Zeit mit mehr als 450 Mitgliedern zu den größten der Rheinpfalz. Nach der Ablehnung eines zu kostspieligen ersten Entwurfs durch die Gemeindeglieder betraute der Baukuntausschuss Gärtner mit



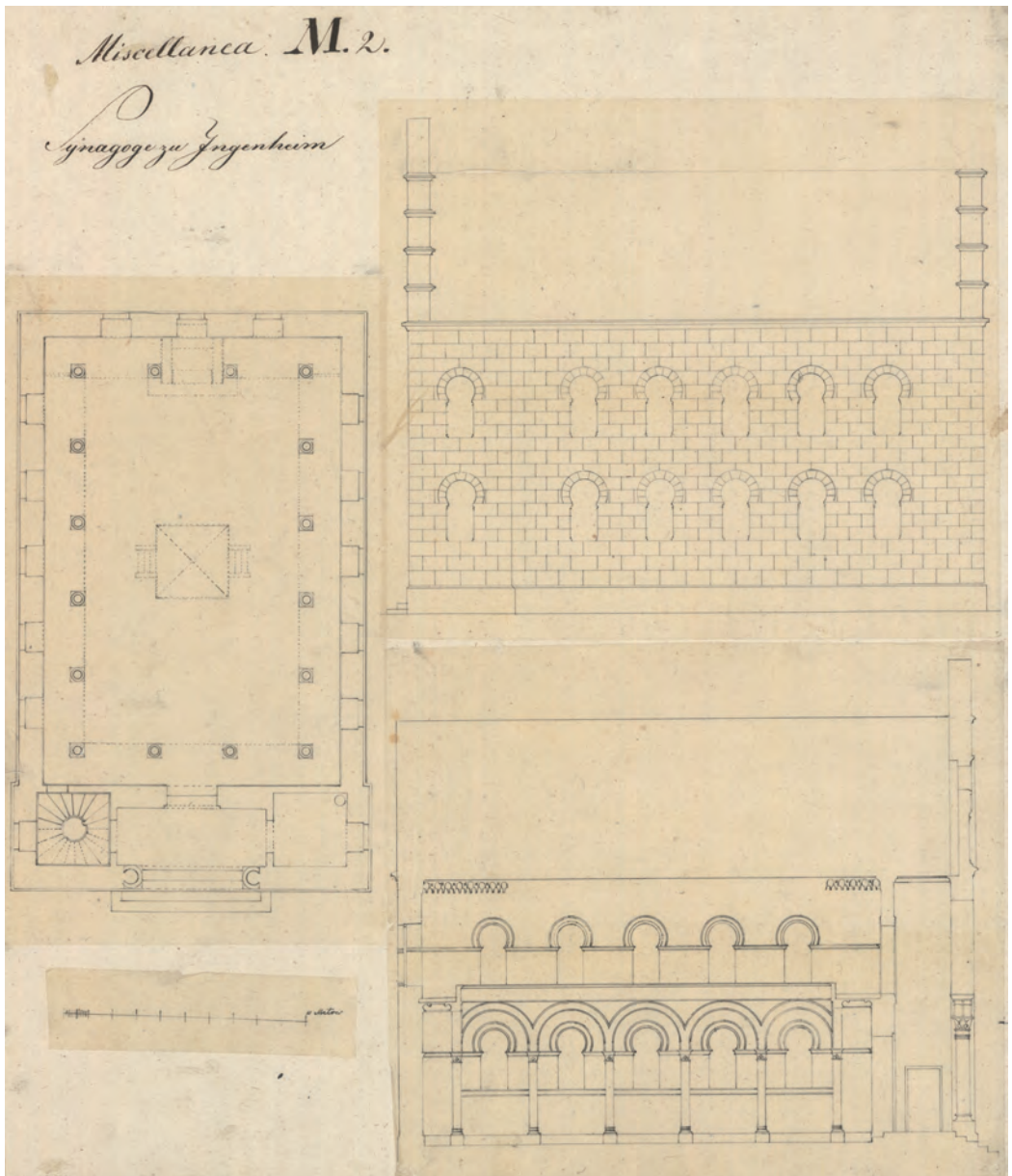
Kat.-Nr. 4a

dem Projekt, das im Wesentlichen umgesetzt wurde. Den Innenausbau übernahm August von Voit ab April 1832. Die Einweihung der Synagoge fand am 10. Dezember 1832 statt.

Gärtner plante eine Synagoge in zwei Geschossen, die durch ihre ungewöhnliche Fassadenlösung auffällt. Der Eingang besteht aus einer monumentalen Arkade in Form eines Hufeisenbogens, der auf zwei eingestellten Säulen ruht. Das die Fassade dominierende, offene Portal reicht bis zum Hauptge-



Kat.-Nr. 4b (linke Seite)



Kat.-Nr. 4b (rechte Seite)

sims. Der Portalbogen umfängt ein auf Fassadenebene befindliches Rundfenster mit Blendmaßwerk. Dieses ist als Chuppastein gestaltet und enthält die für Hochzeitssteine üblichen hebräischen Worte aus Jeremia 7,34 („Stimme der Freude, Stimme der Wonne, Stimme des Bräutigams, Stimme der Braut“). Auf dem Portalsturz steht in hebräischen Kürzeln: „Dies ist das Tor zum Herrn, Gerechte ziehen durch es hinein“ (Psalm 118,20). Den von den Gebotetafeln bekrönten Treppengiebel durchbricht ein in einen rechteckigen Blendrahmen einbeschriebenes Zwillingsfenster mit Kleeblattbogen. Die nach Gärtners Entwurf den gesamten Bau umlaufenden Zinnen wurden nicht realisiert. Der Saalbau mit den Grundrissmaßen von etwa 8,90 x 14,90 m besaß in der Planung an allen vier Seiten Emporen, in der Ausführung blieb die Ostwand für den Toraschrein selbstverständlich frei. Der Raum war mit 240 Männerplätzen im Betsaal und 170 Frauenplätzen auf den Emporen ausgestattet. Charakteristisch für den Ingenheimer Bautypus sind: das Konzept als Solitär- und Saalbau mit im Westen quer gelagertem Erschließungsraum, die Fassade mit in der Mittelachse übereinander stehenden Öffnungen sowie zwei die Innenstruktur widerspiegelnden Fensterreihen an den Längsseiten. Am Beispiel von Ingenheim diskutierte der Baukunstausschuss die Stilfrage für Synagogen. Gärtner wählte für die Außenarchitektur von Ingenheim orientalische bzw. maurische Formen, doch ist der Baustil bei diesem Synagogentypus austauschbar. Während der Novemberpogrome 1938 brannte die Ingenheimer Synagoge vollständig aus und wurde anschließend gesprengt.

- a) Plan, Bleistift auf Papier, 35,4 x 21,3 cm.
Architekturmuseum der Technischen Universität München, Architektursammlung, gaer_f-396-1.
- b) 4 Zeichnungen, Tusche auf Transparentpapier, 50 x 72 cm, einzeln aufgezo-
gen auf Karton.
Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Oberste Baubehörde Karten und Pläne 7276.

Literatur: Hammer-Schenk, Synagogen, Teil 1, S. 80. – Bernd Vollmar, Dorfsynagogen im neomaurenischen Stil am Beispiel von Binswangen (Lkr. Dillingen) und Hainsfarth (Lkr. Donau-Ries). In: Michael Petzet (Hrsg.), Denkmäler jüdischer Kultur in Bayern (Arbeitshefte des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege 43), München 1994, S. 91–101, hier S. 92 f. – Fischbach – Westerhoff, Pforte, S. 105–108.

5 Der ägyptische Baustil für die Hauptsynagoge des Regierungssitzes

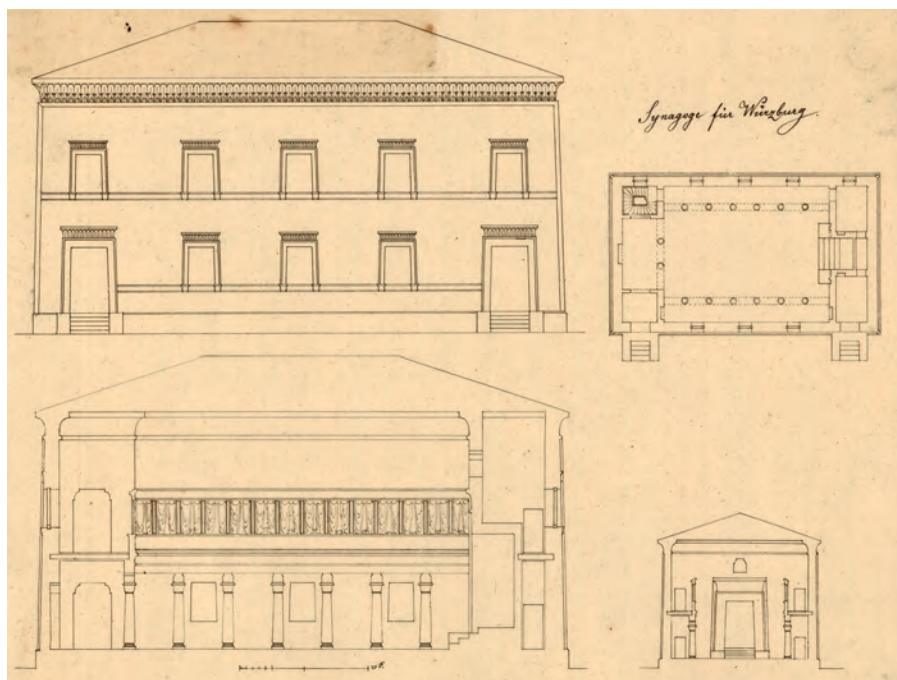
um 1836/1837

Friedrich von Gärtner (Zuschreibung), Entwurf für die Würzburger Synagoge

Zu den Befürwortern und Stiftern der Würzburger Synagoge in der noch jungen jüdischen Gemeinde gehörte der einflussreiche Bankier Joel Jakob von Hirsch. Die ersten Entwürfe fertigte der lokale Zimmermeister Anton Eckert. Sie gelangten nach einem schwierigen und langwierigen Prozess im Jahr 1836 an den Baukunstausschuss. Dort entstand ein neuer Entwurf, der – auch im Vergleich mit den Zeichnungen für die Synagoge von Ingenheim – Friedrich von Gärtner (1791–1847) zugeschrieben werden kann. Der zur Ausführung gelangte und auch weitgehend umgesetzte Plan von etwa 1836/1837 trägt den Zeichenduktus eines geschulten Entwerfers und Zeichners und den Charakter eines Musterplans für Synagogen.

Die 1841 eröffnete Synagoge lag allerdings – vor Blicken und mutwilligen Zerstörungen geschützt – in einem Innenhof. Die Hepp-Hepp-Ausschreitungen von 1819 und der Protest des bischöflichen Ordinariats gegen eine verstärkte Präsenz jüdischer Familien in der Nähe des Priesterseminars und der Michaelskirche mahnten die Gemeinde zur Vorsicht.

Für die als Solitärbau errichtete neue Würzburger Synagoge wurden ägyptische Formen gewählt. Dieser für Beständigkeit, Solidität und hohes Alter stehende Baustil zeichnet sich an den schräg verlaufenden Gebäudekanten und Fenstergewänden sowie am Palmettenschmuck der Fassaden ab. Er artikuliert sich auch im Innenraum an der den Saal abschließenden Hohlkehle mit gemaltem Palmettenfries sowie an dem von Gärtner konzipierten Toraschrein. Durch die Wahl des ägyptischen Baustils sollte der orientalische Ursprung der jüdischen Religion nach außen sichtbar werden. Bereits frühere im ägyptischen Baustil errichtete Synagogen waren die Karlsruher Synagoge von Friedrich Weinbrenner (1798–1804), die Reformsynagoge



am Compostellhof in Frankfurt a.M. (ab 1815) sowie die Synagoge an der Krystalgade in Kopenhagen (1831/1833). Für die architektonische Struktur der Würzburger Synagoge ist das von Baptiste Métivier 1826 für München erbaute jüdische Gotteshaus in der Westenriederstraße vorbildlich. Die Toraschreine der Synagogen von Sommerhausen (1844) und Rimpf (1850/1852) (beide LK Würzburg) sind dem Würzburger Aron ha-Kodesch nachempfunden.

In Würzburg wurde wohl erstmals die zentrale Stellung der Bima zugunsten eines Lesepultes vor dem Toraschrein aufgegeben; damit verzichtete die Gemeinde zugleich auf die traditionellen beweglichen Stände und führt wie in christlichen Kirchen nach Osten ausgerichtete Sitzbänke ein.

Plan, Lichtpause, 50 x 72 cm.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Oberste Baubehörde Karten und Pläne 7290.

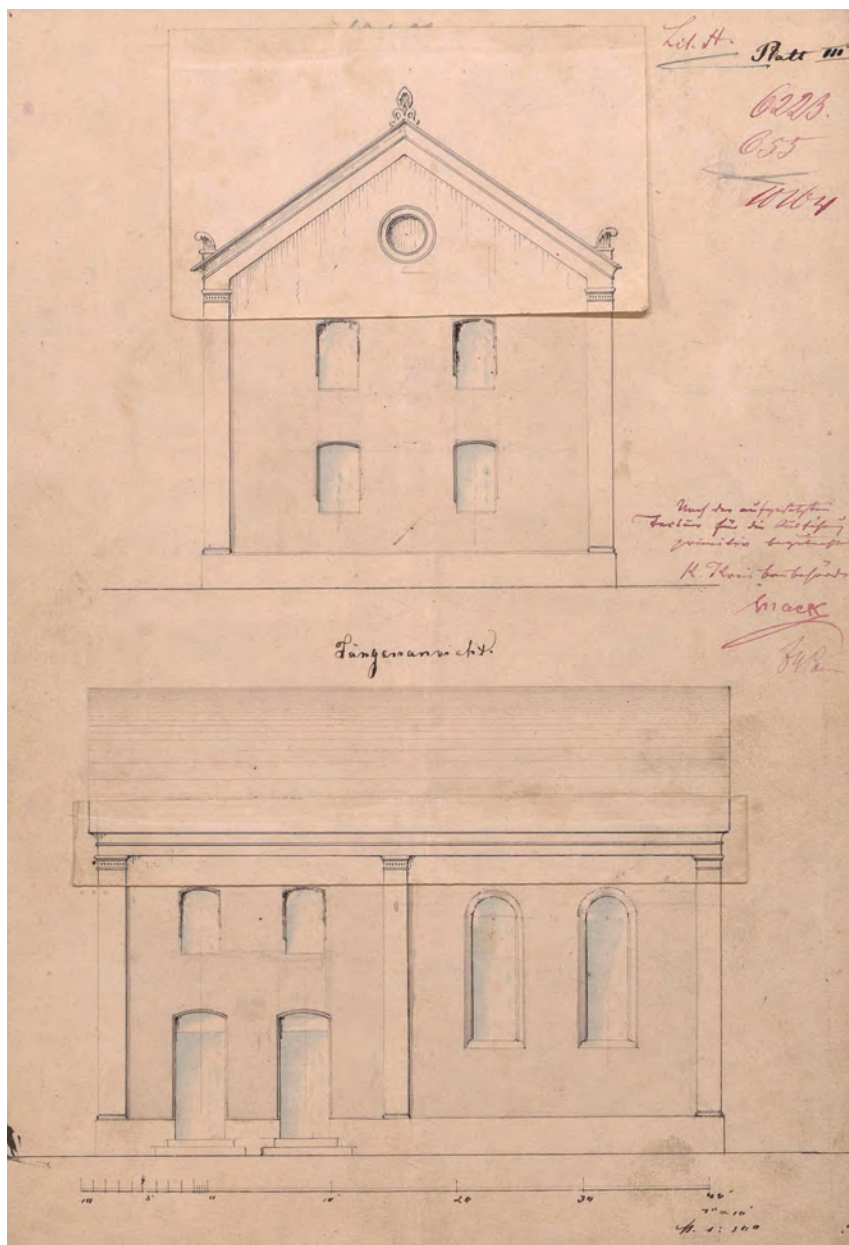
Literatur: Cornelia Berger-Dittscheid – Axel Töllner, Art. Würzburg. In: Synagogen-Gedenkbuch III/1, S. 483–560.

6.1 „In welchem Style sollen wir bauen?“ – orientalisierend versus Rundbogenstil³⁹

- a) 1864
Aidhausen, nicht ausgeführter Synagogen-Entwurf des Kreisbauinspektors Bernard Mack
- b) vor Juni 1863 (Korrekturen 1867)
Aidhausen, Ausführungsplan für die Synagoge, Kaspar Büschelberger

Die neue Synagoge von Aidhausen (LK Haßberge) entstand 1867 bis 1869 auf dem Platz des barocken Vorgängerbaus direkt an der Hauptstraße des Dorfes. Die Kreisbaubehörde verwarf den Entwurf des Oberlauringer Maurermeisters zunächst, da die geplante Anordnung einer Holzlege unter einem Dach mit der Synagoge der Würde des Gebäudes zuwiderlaufe. Die von Kreisbauinspektor Bernard Mack neu angefertigte Zeichnung sah stattdessen einen kleinen freistehenden Solitärbau mit architektonisch hervorgehobener, zur Straße weisender Westfassade vor. Ein schmaler Vorraum sollte den quadratischen Betsaal und die Frauenempore erschließen. In gleichwohl stark reduzierten Formen folgte der Fassadenaufriß dem Bautypus der Synagoge von Ingenheim. Dies zeigt sich an den hufeisenförmigen Wandöffnungen, dem zweigeschossigen Aufriß und der Giebelbekrönung in Form der Gebotetafeln. Die ansonsten vorherrschende Stilvielfalt, die Maurisches mit klassizistisch anmutenden Pilastern und einem romanischen Vierpass kombiniert, entspricht der Fassade der 1857 fertig gestellten Synagoge in Buttenwiesen, aber auch der Innenraumgestaltung von Ingenheim. Zur Ausführung kam auf Wunsch der jüdischen Gemeinde in leicht revidierter Form schließlich doch der Entwurf des Maurermeisters Kaspar Büschelberger. Es entstand ein Mehrzweckgebäude mit einem zweigeschossigen Bauteil für die Holzhalle und dem sich anschließenden Betsaal. Pilaster und

³⁹ Zitat nach Heinrich Hübsch, In welchem Style sollen wir bauen?, Karlsruhe 1828. – Sein Anliegen, die Architektur „von den Fesseln der Antike“ zu befreien und zu einem neuen Baustil zu kommen, legte Hübsch in dieser theoretischen Schrift ausführlich dar.



Kat.-Nr. 6.1b

Akrotere geben den Fassaden den klassizistischen Anstrich. Büschelbergers Vorschlag (Tekturen), Giebelschrägen und Traufen mit einem romanischen Rundbogenfries zu versehen, wurde genauso wenig berücksichtigt wie die maurischen Hufeisenfenster des Kreisbauingenieurs. Die Fenster des Betsaals bestanden aus rundbogigen langen Bahnen; die Öffnungen des zweigeschossigen Bauteils wurden dagegen durch Segmentbögen abgeschlossen und damit vom Saal abgesetzt. Um Störungen von der Straße während des Gottesdienstes vorzubeugen, wurden die Eingänge an die Südseite des Gebäudes verlegt. Die Aidhäuser Synagoge hat sich in den Außenmauern erhalten und wird heute als Werkstatt und Wohnhaus genutzt.

a) Plan, Tusche und Bleistift auf Papier, 41,5 x 34 cm.

b) Plan, Feder auf Papier, 34 x 41,5 cm.

Staatsarchiv Würzburg, Bezirksamt / LRA Hofheim 2665.

Literatur: Axel Töllner – Cornelia Berger-Dittscheid, Art. Aidhausen. In: Synagogen-Gedenkband III/2.2, S. 411–423.

6.2 Ein neugotisches Kleinod

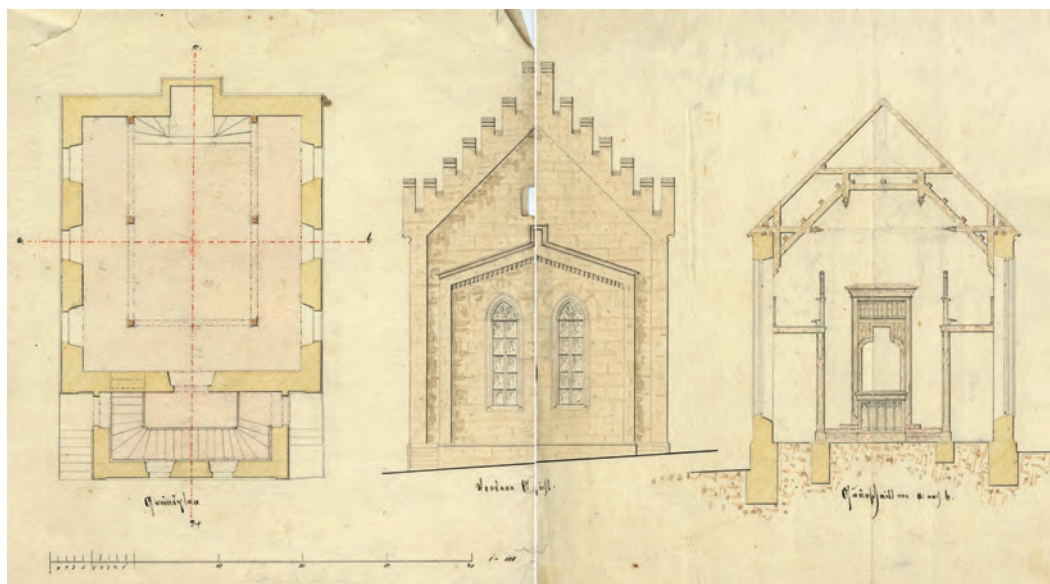
a) 1860

Wiesefeld, erster Synagogenentwurf, Grundriss, Fassadenaufriss und Querschnitt

b) 1860

Wiesefeld, erster Synagogenentwurf, Aufriss der südlichen Längsseite

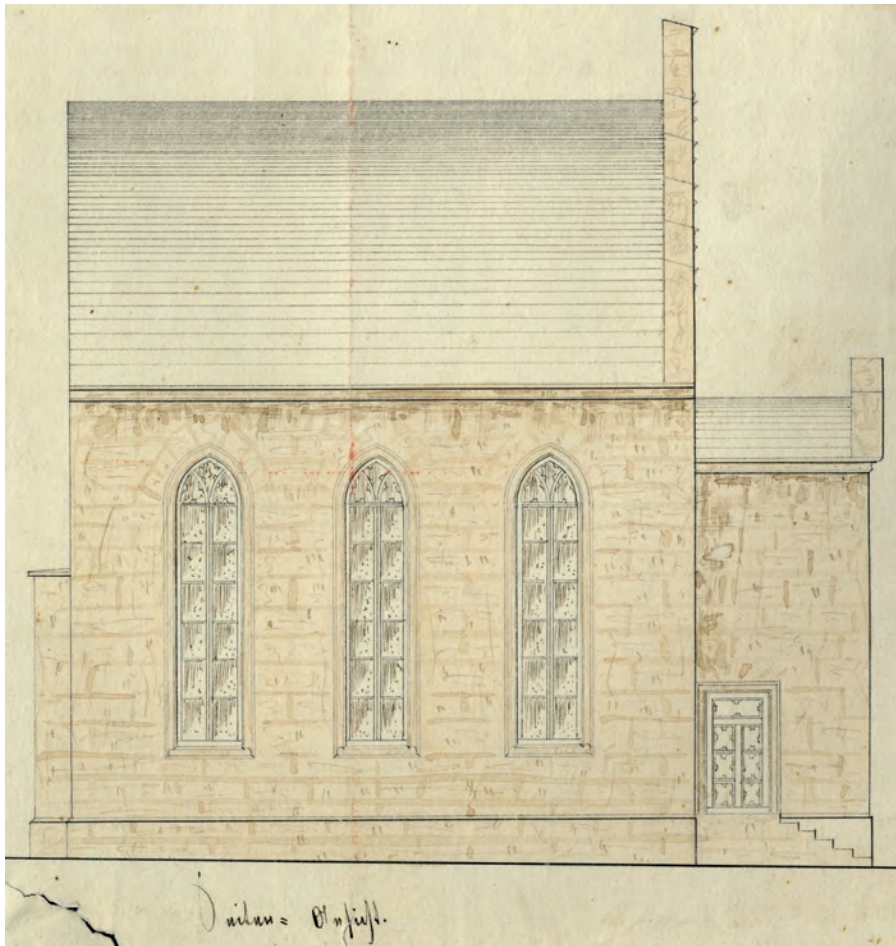
Die Schweinfurter Stadtsynagoge von 1874 und die Synagoge von Wiesefeld (LK Main-Spessart) waren in Unterfranken die einzigen jüdischen Gotteshäuser, die den (neu-)gotischen Baustil nach außen trugen. Ansonsten fanden sich gotische Elemente an den hiesigen Synagogen außen nur zitathaft oder in der Innenraumgestaltung. Entsprechend stellte der jüdische Architekt Albrecht Rosengarten aus Kassel im Jahr 1840 fest, „daß der gothische Styl vorzugsweise der



Kat.-Nr. 6.2a

Styl christlicher Kirchen⁴⁰ sei und sich nicht für ein jüdisches Gotteshaus eigne. Unterschwellig stand dahinter immer noch die diskriminierende Forderung der christlichen Umgebung im 17. und 18. Jahrhundert, Synagogen dürften nicht in den Formen von Kirchen gebaut werden. Weshalb ausgerechnet die jüdischen Wiesenfelder ihre Synagoge in gotischen Formen erbauten, ist für uns nicht ersichtlich, zumal die mit 100 Personen recht große jüdische Gemeinde gerade in dieser Zeit unter der extrem judenfeindlichen Atmosphäre in dem Ort litt. Andererseits erhielten die Juden vom örtlichen Pfarrer, vom Forstmeister und vom Bezirksgerichtsrat Darlehen für ihren Synagogenbau. Die am 25. März 1863 eröffnete Synagoge von Wiesenfeld steht bis heute auffällig an einem für das Ortsbild prägenden Standort. Es hat den Anschein, als trotz der neugotische Solitär aus rotem Sandstein selbstbewusst den antijüdischen Ressentiments seiner einstigen Zeitgenossen.

⁴⁰ Zit. nach Albrecht Rosengarten, Die neue Synagoge in Cassel. In: Allgemeine Bauzeitung 1840, S. 205.



Kat.-Nr. 6.2b

Der erste Entwurf des Bau- und Maurermeisters Georg Deppisch aus Gauaschach bei Hammelburg von 1860 zeigte einen kompakten mit Zinnen bewehrten Bau, der bereits Elemente der ausgeführten Synagoge in sich trägt. Dem kleinen Rechtecksaal mit im Osten vorkragendem Toraerker ist im Westen ein Treppenhaus vorgelagert, das im weiteren Verlauf der Planung einer in das Gebäude integrierten Vorhalle mit Wendeltreppe und getrennten Zugängen für Männer (von Westen) und Frauen (von Süden) weichen wird. Lange spitzbogige Fenster mit Maßwerk signalisieren die sakrale Funktion des Bauwerks. Einen hohen handwerklichen Aufwand erforderte die anspruchsvolle Dachkonstruktion (Querschnitt), die nach englischem Vorbild als nach unten offenes Hammerbalkendach (*hammer-beam-roof*) konzipiert war und vermutlich auch ausgeführt wurde. Während der bereits weit fortgeschrittenen Bauarbeiten erfolgte im September 1861 ein Baustopp durch die Kreisregierung, die bis dahin nichts von dem Bauprojekt gewusst haben wollte. Anstelle der an Gärtners Entwurf für die Synagoge von Ingenheim erinnernden Zinnen krönten von da an die mosaischen Gebotetafeln die Spitze des Westgiebels und verwiesen auf die besondere Bedeutung des Gebäudes als Haus des Gebets, des Gottesdienstes und der Lehre. In dem Giebelaufsatz nannten hebräische Buchstaben mit dem Zahlenwert [5]622 (= 1861/1862) die Erbauungszeit. Die steinernen Tafeln wurden in der NS-Zeit, nach den in der Synagoge während des Novemberpogroms angerichteten Verwüstungen, heruntergerissen. Die geplante Brandlegung der Synagoge unterblieb, weil der Bürgermeister darin angeblich ein Heim für die Hitlerjugend errichten wollte.

a, b) Pläne, Tusche auf Papier.

Central Archives for the History of the Jewish People, Jerusalem, GA II Wiesenfeld/1012.

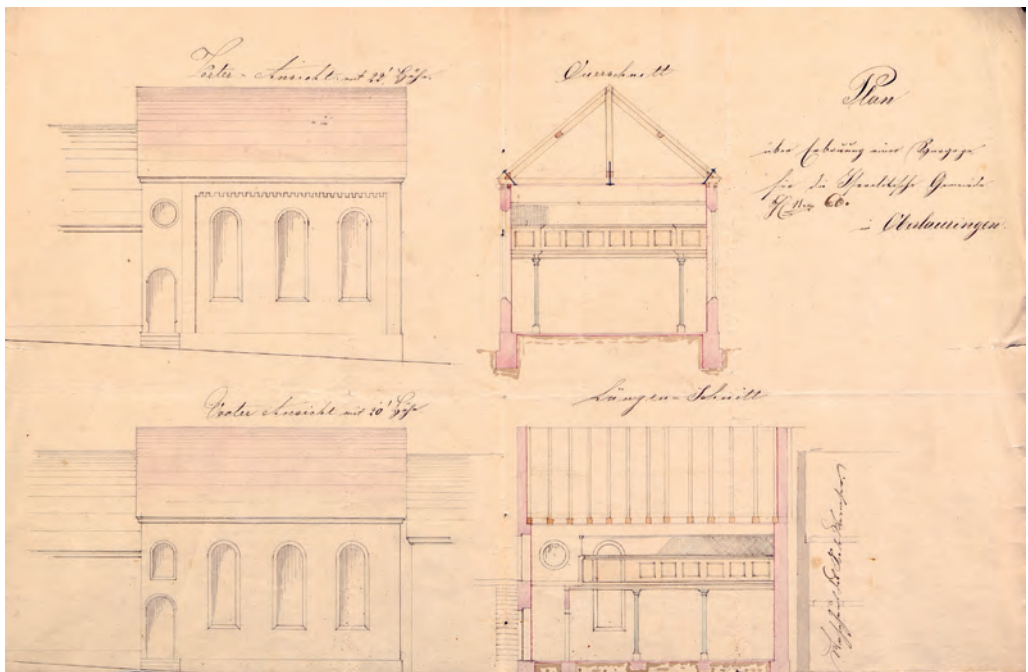
Literatur: Hans Schlumberger – Cornelia Berger-Dittscheid, Art. Wiesenfeld. In: Synagogen-Gedenkband III/1, S. 359–380.

6.3 Rundbogenstil für die Synagoge in Oberlauringen

[1864]

Oberlauringen, Pläne für den Neubau der Synagoge

Im Jahr 1865 entstand in Oberlauringen (LK Schweinfurt) am Platz des baufälligen barocken Vorgängerbaus⁴¹ eine neue Synagoge. Zu diesem Zeitpunkt hatte die große jüdische Gemeinde zahlenmäßig ihren Zenit bereits überschritten: 1851 zählte sie 172 Personen, 1877



⁴¹ Der Vorgängerbau der 1865 erbauten Synagoge ist in der Uraufnahme von Oberlauringen aus dem Jahr 1849 (Haus-Nr. 60) schraffiert und blau laviert. Zu diesem Zeitpunkt stand das westlich an die Synagoge angebaute Wohnhaus des Lehrers noch nicht (folglich erbaut zwischen 1849 und 1865). – In diesem Punkt ist der Artikel Oberlauringen des Synagogen-Gedenkbandes III/2.2 zu korrigieren. Das dort auf S. 1474 angegebene Datum 1869 für die Uraufnahme ist falsch. So ist auf dem Lageplan nicht der Neubau von 1865, sondern der Vorgängerbau eingezeichnet.

waren es 159. Bei der Synagogeneinweihung am 18. August 1865 zollte der Burgpreppacher Distriktsrabbiner Joseph Gabriel Adler den jüdischen Oberlauringern und ihrem Kultusvorsteher großen Respekt, da sie den Neubau in der kurzen Zeit von nur vier Monaten errichtet hatten. Die Synagoge lag eingezwängt zwischen der Lehrerwohnung und dem Wohnhaus eines jüdischen Gemeindemitglieds in einem vom Dorfzentrum etwas abgelegenen Wohnbereich. Dieser war im 18. Jahrhundert hauptsächlich von den Schutzjuden des Freiherrn Joachim Ernst Truchseß von Wetzhausen bewohnt. Der Plan verdeutlicht, dass die Synagoge gegen die Außenwand der Lehrerwohnung geführt ist, diese folglich mitbenutzt. Auch der Aufgang zur Frauensynagoge erfolgt vom Nachbargebäude aus. Der Bauplan zeigt zwei Alternativen für die Gestaltung der Längsseite. Erbaut wurde die niedrige Variante ohne Lisenen und verbindendem Zinnenfries, über dem Portal wurde nicht das Rundbogenfenster, sondern der Okulus umgesetzt. Der planende Maurermeister Johann Metz wählte den Rundbogenstil, den für unterfränkische Synagogen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts am weitesten verbreiteten Baustil.

Plan, Tusche auf Papier, 28,8 x 44,8 cm.

Staatsarchiv Würzburg, Bezirksamt / LRA Königshofen/ Zweigstelle Hofheim 937.

Literatur: Gerhard Gronauer – Johannes Sander, Art. Oberlauringen. In: Synagogen-Gedenkbund III/2.2, S. 1466–1494.

Stadtsynagogen nach 1871

Erst nach der Aufhebung des Matrikelparagraphen, also die nach § 8 des Judenedikts von 1813 verpflichtende Eintragung in eine Matrikel⁴², im Jahr 1861 und der rechtlichen Gleichstellung der Juden mit der Verfassung des Deutschen Reichs im Jahr 1871, entstanden in unterfränkischen Städten repräsentative jüdische Gotteshäuser mit auffälligen Kuppeln und Doppelturmfassaden für die dort infolge der Landflucht stark anwachsenden Gemeinden. Als Vorbilder dienten die bedeutenden deutschen Großstadtsynagogen von Kassel, Köln, Berlin, Hannover und Frankfurt a.M., aber auch die Synagogen der bayerischen Großstädte Nürnberg und München. An den in Architektenkreisen geführten Diskussionen um den angemessenen Synagogenbaustil beteiligten sich nun im deutschsprachigen Raum auch jüdische Architekten. Die neuen unterfränkischen Stadtsynagogen transportierten die neuen Bauformen und die verschiedenen Stilvarianten genauso selbstbewusst nach außen wie ihre großen Vorbilder. Mit der Annäherung der Bauformen an christliche Kirchen dokumentierten die jüdischen Gemeinden ihren Willen, die Chancen der rechtlichen Gleichstellung zu nutzen. In Kitzingen kombinierte der städtische Bautechniker Christoph Friedrich Schneider im Jahr 1883 Bau- und Zierelemente verschiedener Synagogen Deutschlands, insbesondere der jüdischen Gotteshäuser von Berlin (Oranienburger Straße) und Nürnberg. Das Äußere der im Rundbogenstil errichteten Kitzinger Synagoge imponierte durch ihre Doppelturmfassade.⁴³ Ein ganz anderes Bild zeigte sich in Aschaffenburg. Dort entstand durch die Architekten Franz und Roman Woerner eine kompakte, farbenfrohe Synagoge orientalisch-maurischen Gepräges. Der Baustil und

⁴² Durch den Matrikelzwang – die Eintragung in Listen bei der Ansässigmachung – und die Begrenzung auf eine bestimmte Personenzahl in allen bayerischen Orten war die Möglichkeit der Jüdinnen und Juden, sich niederzulassen bzw. eine Familie zu gründen, stark eingeschränkt.

⁴³ Vgl. Elmar Schwinger – Hans-Christoph Dittscheid – Hans Schlumberger, Art. Kitzingen. In: Synagogen-Gedenkband III/2.2, S. 1039–1102. – In diesem Artikel ist auf S. 1039 und 1079 das Einweihungsdatum der Synagoge versehentlich falsch angegeben. Richtig ist 1883!



Synagoge in Kitzingen von 1883 mit Doppelturmfassade. Das wiederhergestellte Gebäude wurde 1993 als Kulturzentrum mit Synagoge eröffnet (s.a. S. 110 in diesem Katalog) (Foto: Hans-Christoph Dittscheid 2020).



Synagoge in Aschaffenburg von 1893 in orientalisch-maurischem Baustil. Die im Novemberpogrom ausgebrannte Synagoge wurde im Februar 1939 abgebrochen (Stadt- und Stiftsarchiv Aschaffenburg).



Synagoge in Bad Kissingen erbaut zwischen 1893 und 1902. Trotz noch gut erhaltener Bausubstanz wurde die Synagoge im April 1939 abgerissen (s.a. S. 107 f. in diesem Katalog) (Stadtarchiv Bad Kissingen, Fotosammlung).

die auffällige Kuppel sollten auf die historischen Wurzeln des Judentums anspielen.⁴⁴ Die Synagoge für die Kurstadt Bad Kissingen entwarf und erbaute Carl Krampf zwischen 1898 und 1902. Vorbildlich für die dort verwendeten romanischen Bauformen waren die Synagogen Edwin Opplers, der den orientalisierenden Baustil als historisch unwahr ablehnte und dagegen mit dem romanischen Stil der deutschen Dome Speyer und Worms die Verwurzelung der Juden in der deutschen Kultur zum Ausdruck bringen wollte.⁴⁵ Die Synagoge von Miltenberg mit ihrer monumentalen byzantinischen Kuppel von 1903/1904 kopierte den unausgeführten Entwurf „Tempel“ des Kölner Architekten Franz Brantzky (1871–1945) für die Düsseldorfer Synagoge, die in den Architekturjournalen „Die Bauzeitung“ und „Die architektonischen Monatshefte“ von 1901 als Musterbeispiel präsentiert wurde. Mit seinem Entwurf für Düsseldorf bereitete Brantzky den Weg für den Bau der bedeutenden Großstadtsynagogen von Essen, Augsburg und Offenbach.⁴⁶

Während der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft waren die auffälligen Synagogenkuppeln ein „Stein des Anstoßes“. Die meisten der repräsentativen jüdischen Gotteshäuser wurden einschließlich ihrer Grundmauern zerstört. Die im Novemberpogrom ausgebrannte Synagoge von Aschaffenburg wurde im Februar 1939 abgebrochen. Dasselbe Schicksal ereilte die Stadtsynagogen von Bad Kissingen und Mellrichstadt. Von dem jüdischen Gotteshaus in Miltenberg hinterließ der Pogrom nur noch eine Ruine, deren Sockel als Fundament für ein 1942 neu erbautes Wohngebäude diente. In Kitzingen überstanden die Umfassungswände das von den Nationalsozialisten am 10. November 1938 in der Synagoge gelegte Feuer.

⁴⁴ Axel Töllner – Cornelia Berger-Dittscheid, Art. Aschaffenburg. In: Synagogen-Gedenkbuch III/1, S. 9–54.

⁴⁵ Cornelia Berger-Dittscheid – Hans-Jürgen Beck, Art. Bad Kissingen. In: Synagogen-Gedenkbuch III/2.1, S. 47–105.

⁴⁶ Axel Töllner – Cornelia Berger-Dittscheid, Art. Miltenberg. In: Synagogen-Gedenkbuch III/1, S. 444–471.

7 Ein israelitischer Tempel für Mellrichstadt

- a–c) 1879/1880
Mellrichstadt, Baupläne für die Synagoge
- d) nach dem 30. September 1938
Mellrichstadt, Synagoge nach den Zerstörungen durch einheimische Nationalsozialisten und sudetendeutsche Flüchtlinge
- e) 1861/1876
Ludwig Förster, Bauplan für die Großstadtsynagoge Miskolc (Ungarn)

Die mit Aufhebung der Matrikelgesetzgebung ab 1861 stetig anwachsende jüdische Gemeinde von Mellrichstadt (LK Rhön-Grabfeld) (1874 87 Personen in 21 Familien) plante ab 1873 eine neue Synagoge, die mit den Entwürfen des Baumeisters Reinhold Rommel aus Hof im Jahr 1879 konkrete Formen annahm. Die Pläne wurden in leicht revidierter Form bis 1881 umgesetzt, sodass die Einweihung am 16./17. September 1881 erfolgen konnte. Dazu war der ehemalige Bad Kissinger Distriktsrabbiner Dr. Lazarus Adler eigens aus Kassel angereist. Die heute vollständig zerstörte Synagoge stand als repräsentativer Solitärbaubau an einer Straßenecke am südwestlichen Stadteingang und war für alle, die sich über die Streubrücke der Stadt näherten, von weitem sichtbar.

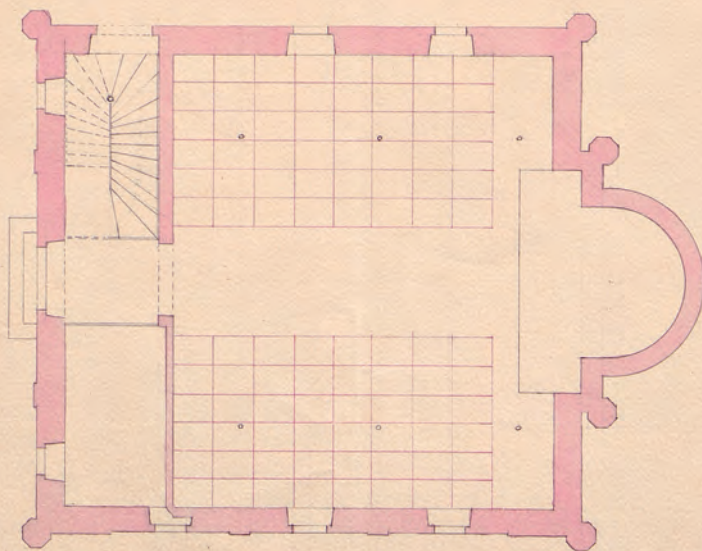
Ihre Architektur lässt sich nur noch über die erhaltenen, im August 1880 genehmigten Baupläne und tragischerweise über die Zerstörungsfotos vom September 1938 rekonstruieren (Kat.-Nrn. 10.1a–c). Der im Grundriss quadratische zweigeschossige Emporensaal mit Vorhalle und halbkreisförmiger Apsis erweist sich als außerordentlich kompaktes Bauwerk. Mithilfe differenziert ausgewählter Formen wird eine Hierarchisierung der Geschosse und eine Steigerung der architektonischen Wirkung von unten nach oben erzielt: Über dem niedrigen, Solidität vermittelnden mit sichtbarem Quadermauerwerk und einfachen Fenstern gestalteten Erdgeschoss ragt das reich mit Maßwerkenfenstern ausgestattete, verputzte Obergeschoss auf. Den Blickpunkt stellt die Westfassade dar. Sie imponiert durch den über das Dach aufragenden, von den mosaïschen Gebotetafeln bekrönten

Plan für die Erbauung einer Synagoge in Mellichstadt.

Bestand mit dem kammernhaft bei der Linie.
mit führung alle (Korridor) ist der Bau-
haltung, ferner die im Giebelstich, so führung
kongruent Wasser von der anzufüllen sind.
Mellichstadt den 31. August 1880

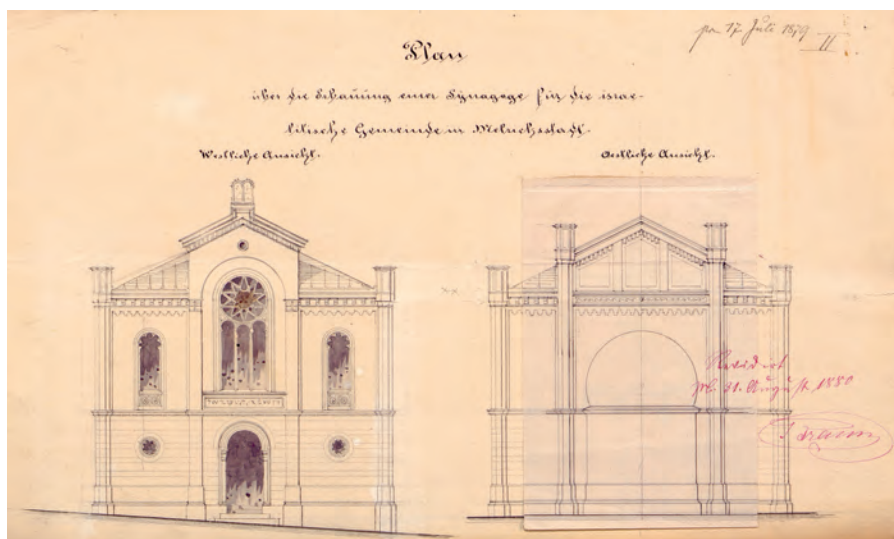
Grundplan.

J. Baum



0 1 2 3 4 5
018. 1:100

10. August 1880
J. Baum
Baumeister



Kat.-Nr. 7c

Mittelrisalit. An diesem fällt das über dem schlichten Eingangsportal befindliche große dreibahnige Maßwerkfenster mit Couronnement besonders auf. Die im Rundbogenstil mit gotischen Maßwerkfenstern erbaute Synagoge weist abgesehen von der im Querschnitt ein Hufeisen abbildenden Apsis keine orientalisierenden Elemente auf. In dieser Hinsicht hielt sich Baumeister Rommel an die Empfehlung des jüdischen Architekten Albrecht Rosengarten (1810–1883), der für die 1839 eröffnete Synagoge von Kassel statt der orientalisierenden Formen den Rundbogenstil wählte. Rosengartens Ausführungen zum geeigneten Baustil für Synagogen fanden 1840 Eingang in die „Allgemeine Bauzeitung“ und waren prägend für zahlreiche Synagogen des 19. Jahrhunderts. Doch der kompakte Mellrichstädter Bautypus mit Mittelrisalit, niedrigem Erd- und hohem Obergeschoss sowie den markanten polygonalen Vorlagen an den Gebäudekanten besaß seine unmittelbaren Vorbilder in den Synagogen- und Kirchenbauten des österreichischen Architekten Ludwig Christian Förster (1797–1863).

Besonders Försters Großstadtsynagoge im ungarischen Miskolc (erbaut 1861 bis 1863) weist grundlegende Gemeinsamkeiten mit der unterfränkischen Synagoge auf. Das für 1500 Personen 1861 bis 1863



Kat.-Nr. 7d

in Miskolc erbaute jüdische Gotteshaus war durch die Publikation in der „Allgemeinen Bauzeitung“ von 1876 in Architektenkreisen gut bekannt. Die minarettähnlich zu nennenden Eckvorlagen von Mellrichstadt fanden sich an einem anderen Hauptwerk Försters, an der Fassade des zwischen 1853 und 1858 erbauten „Leopoldstädter Tempel“ in Wien. Diese stellten, wie er selbst schrieb, die Säulen Jachin und Boas vom salomonischen Tempel dar.

- a–c) Pläne, Tusche auf Papier, 20,7 x 35,1 cm.
Staatsarchiv Würzburg, Bezirksamt / LRA Mellrichstadt 627.
- d) SW-Fotografie, 13 x 18 cm.
Staatsarchiv Würzburg, Staatsanwaltschaft Schweinfurt 639.

- e) Allgemeine Bauzeitung 41 (1876), Taf. 17, <https://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno-plus?aid=abz&datum=1876&size=45> (zuletzt aufgerufen am 10.8.2021).

Literatur: Gerhard Gronauer – Cornelia Berger-Dittscheid, Art. Mellrichstadt. In: Synagogen-Gedenkband III/2.1, S. 760–798. – Israelitischer Kultus-Tempel in Miskolcz nach den Plänen weil. des Prof. Ludwig v. Förster erbaut von E. Vecsey und J. Gál. In: Allgemeine Bauzeitung 41 (1876) S. 15, Taf. 16–18. – Zitat nach Ludwig Förster, Das israelitische Bethaus in der Wiener Vorstadt Leopoldstadt. In: Allgemeine Bauzeitung 24 (1859) S. 14–16, Blatt 230–235.



Kat.-Nr. 7e

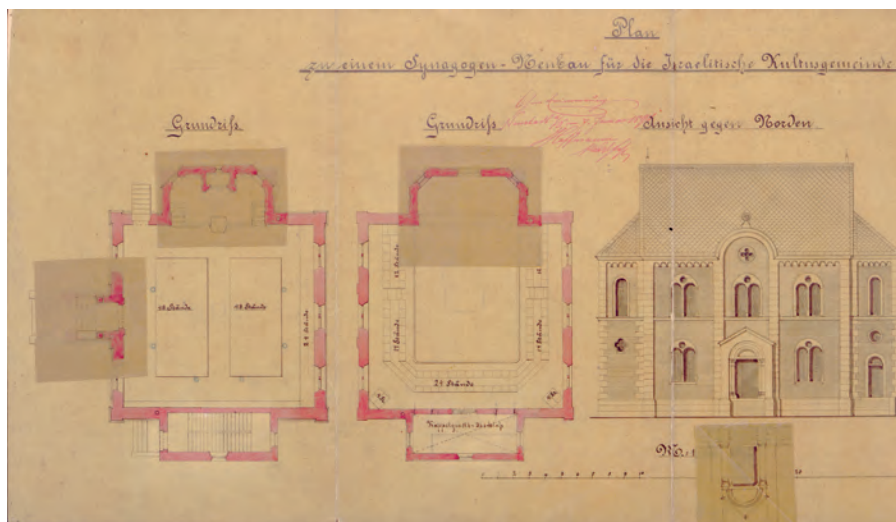
8 Eine „Sehenswürdigkeit“ für (Bad) Neustadt a.d. Saale

- a) 1890
Bauplan für die neue Synagoge von (Bad) Neustadt
- b) 16. September 1892
Programm für die Einweihungsfeier der Neustädter Synagoge
- c) um 1900
(Bad) Neustadt, historische Ansichtskarte mit Synagoge

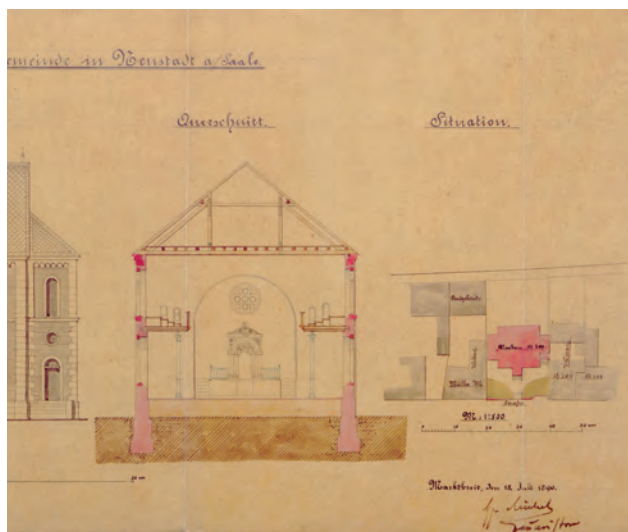
Eine zeitgenössische Ansichtskarte zählte die (Bad) Neustädter (LK Rhön-Grabfeld) Synagoge bald nach ihrer Erbauung 1891/1892 zu den Hauptattraktionen der Stadt, zu deren jüdischer Gemeinde damals mehr als 200 Personen gehörten. Übereinstimmend kommentierte die „Rhön- und Saalepost“ am Tag nach der am 16. September 1892 erfolgten Eröffnung: „Die neue Synagoge ist [...] im Aeußeren sowohl als in der inneren Ausstattung wohl gelungen und ist dadurch unsere Stadt um eine Sehenswürdigkeit reicher.“

Im Zuge der Sudetenkrise im Spätsommer 1938 stürmten am 26. September 1938 einheimische Nationalsozialisten und sudetendeutsche Flüchtlinge die Synagoge während des Gottesdienstes zu Rosch ha-Schana, dem jüdischen Neujahrsfest. Sie wurde beschlagnahmt und ausgeräumt. Ihre anschließende Zweckentfremdung als BayWa-Getreidespeicher verhinderte die Zerstörung während der Novemberpogrome. Nach einer kurzfristigen Wiederbelebung als Gotteshaus für jüdische US-Soldaten und vielleicht Displaced Persons (DPs) ab dem 2. November 1945 verkaufte die JRSO die Neustädter Synagoge im Jahr 1952. Es erfolgte der Umbau zu einem Mehrfamilienhaus mit Arztpraxis. Die Umfassungsmauern mit Apsis und Treppenhaus sind zwar substanziell noch erhalten, doch haben Wandausbrüche das ehemalige Erscheinungsbild massiv beeinträchtigt.

Die reduzierte Bausubstanz, eine historische Postkarte und vor allem die Baupläne von Georg Michel, dem Gründer der bis heute in Marktbreit ansässigen Muschelkalk- und Baufirma vermitteln eine Vorstellung von der als Saalbau mit Emporen ausgeführten im Grundriss



Kat.-Nr. 8a
(Plan geteilt)



quadratischen Synagoge. Mit der dezenten Polychromie – Backsteine mit Hausteingliederungen – bildete das heute verputzte Gebäude zu seiner Zeit auch einen besonderen Blickfang inmitten der Wohnhausbebauung der Neustädter Bauerngasse. Für die Fassaden kombinierte der Architekt romanische Elemente mit Renaissanceformen. Das risalitartige, mit einem Halbrundgiebel abgeschlossene Mittelfeld der



Kat.-Nr. 8c

Fassade rezipiert ein Leitmotiv der venezianischen Kirchenfassaden des Renaissance-Architekten Mauro Codussi (1440–1504), das Hauptportal erinnert an oberitalienische Portalanlagen. Der Innenraum weist eine reiche mit Schablonen aufgetragene farbige Bemalung auf.

Der in der Art eines Triumphbogens eigens von Baumeister Michel entworfene, fünf Meter hohe Toraschrein schmückt seit 1954 den Gottesdienstraum der Tiferet-Zvi-Synagoge in Tel Aviv. Meister Michel fertigte einige Jahre später (1902) auch die Pläne für die Synagoge von (Bad) Königshofen (im Grabfeld, LK Rhön-Grabfeld).

- Plan, Tusche auf Karton, 33,2 x 92,5 cm.
- Druck, 23 x 14,5 cm (aufgeschlagen).

Staatsarchiv Würzburg, Bezirksamt/ LRA Bad Neustadt 2289.

- Ansichtskarte.
Sammlung Reinhold Albert.

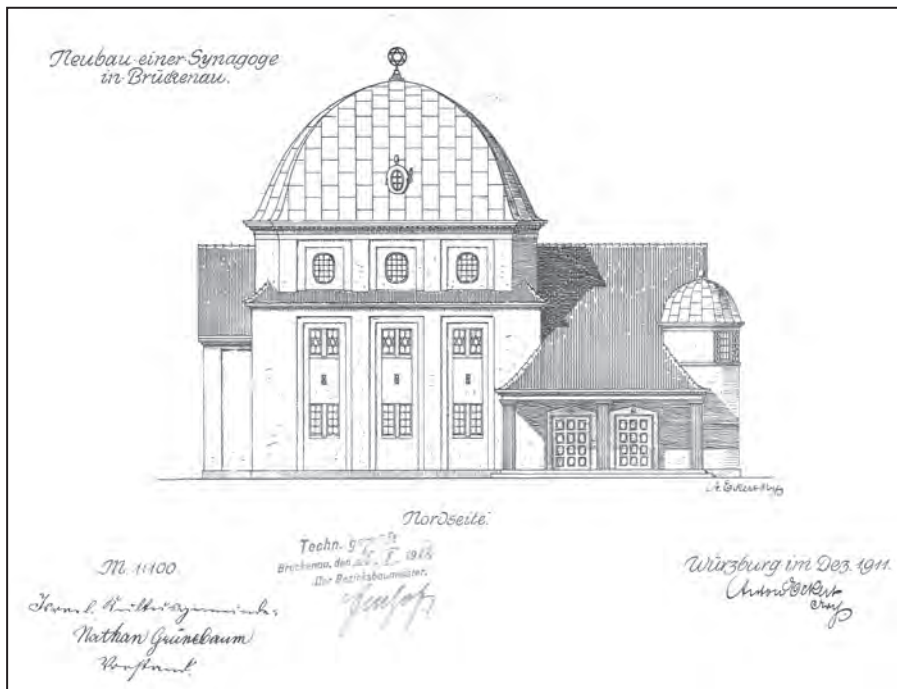
Literatur: Gerhard Gronauer – Cornelia Berger-Dittscheid, Art. Bad Neustadt an der Saale. In: Synagogen-Gedenkbuch III/2.1, S. 627–670.

9.1 Eine moderne Synagoge für die Kurstadt

- a) 1911
(Bad) Brückenau, Aufriss der Eingangsfassade der Synagoge
(Nordseite)
- b) 1911
(Bad) Brückenau, Erdgeschossgrundriss

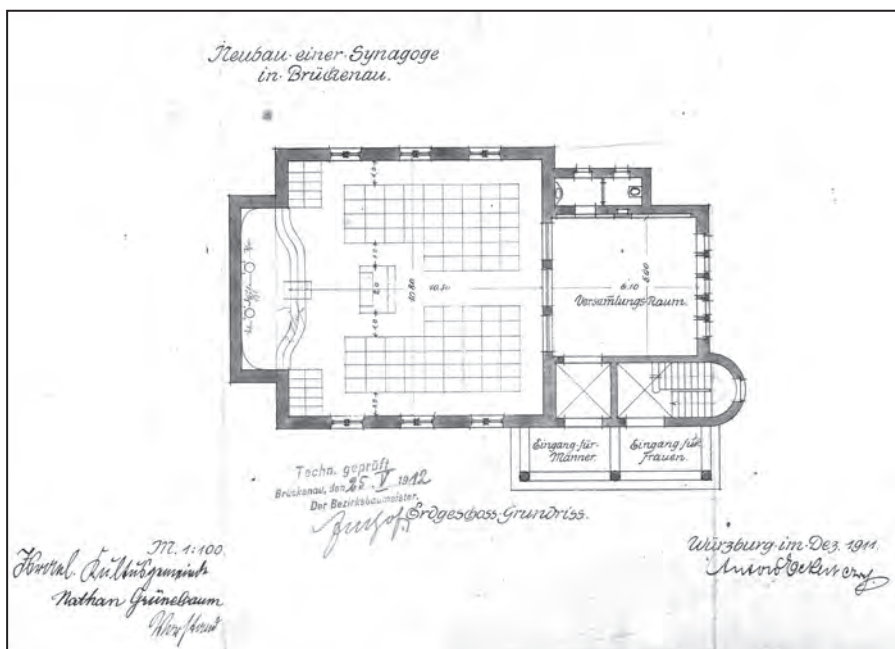
Die ältere (Bad) Brückenauser (LK Bad Kissingen) Synagoge von 1883 im Obergeschoss des jüdischen Gemeindehauses erwies sich bereits 1896 als zu klein für die wachsende jüdische Gemeinde und die zahlreichen jüdischen Gäste, die in den Sommermonaten in der Kurstadt Erholung und Genesung suchten und auch die Gottesdienste frequentierten. Nach langen und schwierigen Verhandlungen und Vorplanungen sowie einem kleinen Wettbewerb im Jahr 1911 erhielt der Entwurf des Würzburger Architekten Anton Josef Eckert die Zustimmung der jüdischen Gemeinde von Brückenau für den Bau einer neuen Synagoge. Nachdem die Pläne alle behördlichen Instanzen durchlaufen hatten, begannen die Bauarbeiten am 2. September 1912. Nach knapp einem Jahr, am 20. August 1913, war die neue Synagoge vollendet. Die Rohbaukosten beliefen sich auf 40.000 Mark.

Die Gemeinde feierte die Eröffnung ihres neuen jüdischen Gotteshauses vom 22. bis 24. August 1913. Den im Vorfeld geäußerten Wunsch des Bezirksamtes, damit einen Beitrag zur Verschönerung des Stadt- und Straßenbildes zu leisten, löste die neue Synagoge in jeder Hinsicht ein. So beteiligten sich an der Entwurfsfindung namhafte Architekten wie der Nürnberger Otto Schulz und der jüdische Architekt Max Seckbach aus Frankfurt a.M. Der ausführende, bei Friedrich von Thiersch ausgebildete Architekt Anton Eckert prägte als Leiter eines namhaften Bauunternehmens mit seinen Wohnhäusern, Villen, Krankenhäusern und Heimbauten die Würzburger Architektur des frühen 20. Jahrhunderts. Auch Mitglieder der jüdischen Gemeinde gehörten zu Eckerts Auftraggebern. Seine stilistische Bandbreite reichte vom gemäßigten Historismus und Heimatstil bis hin zum Jugendstil und einer eher konservativen Moderne.



Kat.-Nr. 9.1a

Die Synagoge von (Bad) Brückenaau kann zu Eckerts architektonischen Hauptwerken gezählt werden. Der stattliche Bau mit der auffälligen vierseitigen Kuppel war als zweigeschossiger Zentralbau angelegt. Der Erdgeschossgrundriss zeigt den quadratischen (10,80 m) Betsaal mit dem rechteckigen Toraschrein im Osten und einer großen zweigeschossigen Vorhalle im Westen. Eine überdachte Freitreppenanlage an der Nordseite erschloss den Betsaal der Männer im Erdgeschoss und die Frauenempore. Die Frauen erreichten ihre Plätze über das außen halbkreisförmig vor die Westfassade vorspringende Treppenhaus. Mit seinen einfachen, klaren und sachlichen Formen ließ der Außenbau der Brückenaauer Synagoge den Historismus hinter sich und bereitete die Klassische Moderne vor. Indem sie die Balance zwischen symmetrischer und asymmetrischer Anordnung der Bauteile suchte, war ihre Architektur allerdings stereometrisch nicht



Kat.-Nr. 9.1b

klar zu definieren. Jede Ansicht überraschte mit neuen Perspektiven und verlieh der sachlichen Architektur eine malerische Wirkung, die durch traditionelle Elemente wie den Treppenturm und das abgeschleppte Vorhallendach unterstützt wurden. In allen angesprochenen architektonischen Merkmalen glich die Brückenauer Synagoge auffällig der 1910 eingeweihten Westendsynagoge in Frankfurt a.M.

Einen Höhepunkt und Blickfang im Innenraum stellte die Rahmenarchitektur für den Toraschrein dar. Diese auf Darstellungen und Beschreibungen des Salomonischen Tempels in Jerusalem zurückgehende Kleinarchitektur ging auf den Aron ha-Kodesch der Synagoge „Friedberger Anlage“ in Frankfurt a.M. von 1907 zurück.

Das Versprechen des Bürgermeisters bei der Einweihung der Synagoge, den schön ausgeführten Bau zu schützen, überdauerte nicht die NS-Zeit. Am 10. November 1938, um 12 Uhr mittags, stand die Synagoge in Flammen. Die in der Hitze geschmolzene Kuppel stürzte ein,

und nur die Außenmauern blieben stehen. Ortsansässige SA-Männer hatten den Brand gelegt – als Höhepunkt der massiven Ausschreitungen in der unterfränkischen Kurstadt.

a) Plan, Lichtpause, 33 x 39 cm.

b) Plan, Lichtpause, 33 x 39 cm.

Staatsarchiv Würzburg, Bezirksamt / LRA Bad Brückenau, Baugenehmigungsakten 1047.

Literatur: Cornelia Berger-Dittscheid, Art. Bad Brückenau. In: Synagogen-Gedenkbuch III/2.1, S. 11–46.

9.2 Heimatstil und Neue Sachlichkeit

a) 1912

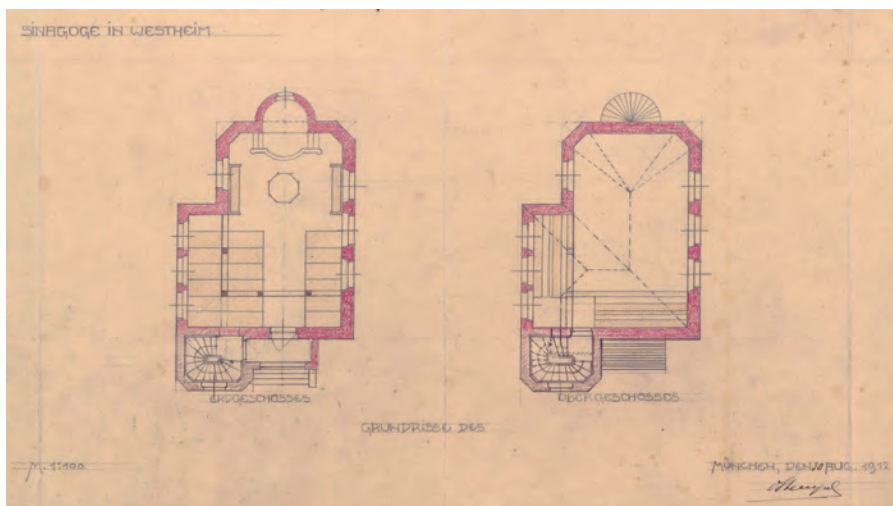
Westheim, Erdgeschossgrundriss der Synagoge

b) 1912

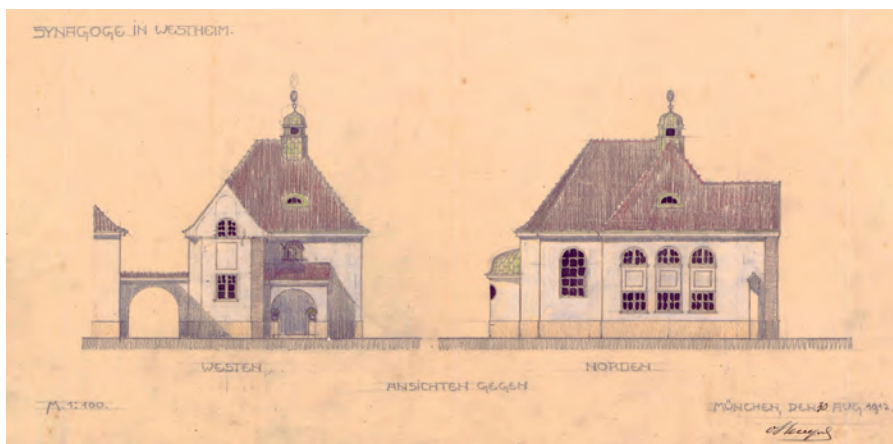
Westheim, West- und Nordansicht der Synagoge

Am 19. September 1913, einen Monat nach Eröffnung der Brückenaauer Synagoge, erfolgte die Einweihung des neuen jüdischen Gotteshauses in Westheim (LK Haßberge). Die Westheimer Landsynagoge stand wie die (Bad) Brückenaauer an der Schwelle zur Moderne. Sie ließ bereits die Auseinandersetzung mit der Neuen Sachlichkeit erkennen, wies aber auch zeittypische Tendenzen zum Heimatstil auf. Die handschriftlich signierte, zeichnerisch anspruchsvolle Skizze der Obersten Baubehörde in München liegt der Ausführung zu Grunde; sie geht vermutlich auf den Münchner Jugendstil-Architekten Heinrich Stengel (geb. 1874) zurück.

Wie für keine andere unterfränkische Synagoge lässt sich für die Synagoge von Westheim jeder Schritt der Planungsgeschichte anhand der umfänglich erhaltenen Baupläne nachvollziehen. Ein erster historistischer Entwurf im Rundbogenstil und in neugotischen Formen von 1894 wurde nicht umgesetzt, obwohl die alte Synagoge damals bereits als baufällig galt. Die neuen Entwürfe des lokalen Maurermeisters Michael Wagner vom Januar 1912 und vom Juni/Juli 1912,



Kat.-Nr. 9.2a



Kat.-Nr. 9.2b

die bereits Elemente des ausgeführten Baus zeigten, fanden nicht die Zustimmung des Baukunstausschusses. Schließlich präsentierte die Oberste Baubehörde in München im August 1912 zwei Alternativentwürfe. Die Wahl fiel auf Projektskizze II, die Wagner für die Baueingabe umzeichnete. Nach der Baugenehmigung im Dezember 1912 wurde vermutlich im Frühjahr mit den Bauarbeiten begonnen und der Bau im selben Jahr noch vor den jüdischen Herbstfeiertagen vollendet.

Kennzeichnend für den ausgeführten Bau war die asymmetrische Anordnung der Bauteile, die sich bereits am Grundriss abzeichnete und in jeder Ansicht neue malerische Blickpunkte auf den Solitärbau bot. Auch in dieser Hinsicht glich der Bau der gleichzeitigen Synagoge von (Bad) Brückenau.

- a) Bleistift, Buntstift und Tusche auf Karton, 32,7 x 56,2 cm.
- b) Bleistift, Buntstift und Tusche auf Karton, 32,7 x 56,2 cm.

Staatsarchiv Würzburg, Bezirksamt/LRA Haßfurt 2304.

Literatur: Axel Töllner – Cornelia Berger-Dittscheid, Art. Westheim bei Haßfurt. In: Synagogen-Gedenkband III/2.1, S. 577–593.

Zerstörung der Synagogen und Ausschreitungen während der Pogrome im Herbst 1938

Mit Hilfe der Akten der Staatsanwaltschaften Würzburg und Schweinfurt im Staatsarchiv Würzburg lassen sich für viele Orte die menschenverachtenden Ereignisse während der von den Nationalsozialisten im Herbst 1938 in Unterfranken durchgeführten Pogrome rekonstruieren. Auf unzähligen Dokumentenseiten sind die gezielte Zerstörung von Synagogen und jüdischem Eigentum, die Misshandlung und Erniedrigung jüdischer Ortsbewohner teilweise bis ins Detail dokumentiert.

Nicht zufällig gehörten die Synagogen zu den ersten Angriffszielen des nationalsozialistischen Mobs. Mit der Zerstörung der jüdischen Gotteshäuser wurde den Gemeinden ganz bewusst der religiöse Mittelpunkt entzogen. Ihre Zerstörung war der Auftakt für die Vertreibung und Vernichtung von sechs Millionen Menschen jüdischer Religion. Dabei gab es nicht nur eine „Reichspogromnacht“. Die Übergriffe erfolgten teilweise am helllichten Tag, die meisten am 10. November bzw. in der Nacht vom 10. auf den 11. November 1938. Manchmal wurden jüdische Gemeinden mehrmals überfallen, auch noch an den Tagen nach dem 9., 10. und 11. November. In Mellrichstadt und Bad Neustadt, wo sudetendeutsche Flüchtlinge lebten, fanden die Ausschreitungen bereits im September 1938 im Zusammenhang mit der aufgeheizten Stimmung während der Sudetenkrise statt (s. Kat.-Nr. 7d).

Bis Ende November 1938 waren fast alle religiösen jüdischen Strukturen der unterfränkischen Orte zerstört, enteignet oder zweckentfremdet. Das Synagogeninventar und die wertvollen Ritualien waren zum größten Teil verbrannt, Torarollen zerrissen und in den Schmutz getreten. Liturgische Gegenstände aus Metall waren gestohlen, beschlagnahmt und wurden eingeschmolzen. Nur in Ausnahmefällen fanden anschließend noch jüdische Gottesdienste und Religionsunterricht in Privaträumen statt.

10.1 Blinde Zerstörungswut am 30. September 1938

- a) nach dem 30. September 1938
Mellrichstadt, zerstörter Betsaal der Synagoge mit Blick zum geschändeten Toraschrein
- b) nach dem 30. September 1938
Mellrichstadt, Blick von der Frauenempore in den verwüsteten Betsaal
- c) nach dem 30. September 1938
Mellrichstadt, Frauenempore mit Blick auf die Inschrift vom Triumphbogen

Sechs Wochen vor den reichsweit organisierten Novemberpogromen, am Abend des 30. September 1938, verwüstete und zerstörte ein aus etwa 40 bis 50 Personen bestehender Schlägertrupp die Mellrichstädter Synagoge (LK Rhön-Grabfeld). Ihm gehörten ortsansässige SA-Leute und Parteigenossen an sowie in Mellrichstadt einquartierte sudetendeutsche Flüchtlinge. Unter den etwa 400 Zuschauern vor der Synagoge befanden sich Schulkinder und Jugendliche. Möglicherweise hatte die Unterzeichnung des Münchener Abkommens über die Abtretung des Sudetenlandes an das Deutsche Reich am selben Tag (0.30 Uhr) den Mob entfesselt. Eine Gruppe von in Mellrichstadt anwesenden Sudetendeutschen soll den Plan gefasst haben, die jüdische Gemeinde auf dem Weg zum Freitagabendgottesdienst zu überfallen. Doch die Gemeinde wurde gewarnt und ließ den Gottesdienst ausfallen. Daraufhin konzentrierten die Zerstörer ihre Wut auf die Inneneinrichtung der Synagoge. Sie traten die Synagogentür ein, zerschlugen die Fensterscheiben und verwüsteten das Inventar. Am späten Abend desselben Tages überfielen hauptsächlich jugendliche HJ-Anhänger die Synagoge ein zweites Mal und zerstörten wieder im Beisein einer Menschenmenge die bis dahin noch intakte Einrichtung. Die den Staatsanwaltschaftsakten beigelegten Fotografien belegen in selten überlieferter Deutlichkeit die Zerstörungswut und Brutalität der randalierenden Uniformierten und Zivilisten. Die Bilder zeigen die teilweise zerschlagene Holzeinrichtung, den gewaltsam herausgerissenen, zerstörten Toraschrank sowie den mit Glas-, Holzsplit-

tern und Papierfetzen übersäten Fußboden der Synagoge. Auf den Trümmern liegt eine abgerollte, zerknüllte Torarolle. Der auf extreme Weise entwürdigende Zustand der Synagoge stellt die in hebräischen Buchstaben verfasste Inschrift des Triumphbogens, „Ich habe den HERRN allezeit vor Augen“, geradezu auf den Kopf. So vermitteln die überlieferten Fotografien bestenfalls eine Vorstellung des verlorenen Synagogenraums. Am 29. November 1938 kam das Grundstück mit der Synagoge zum Spottpreis von 200 RM in den Besitz der Stadt Mellrichstadt, die das Gebäude im Jahr 1939 abbrechen ließ.

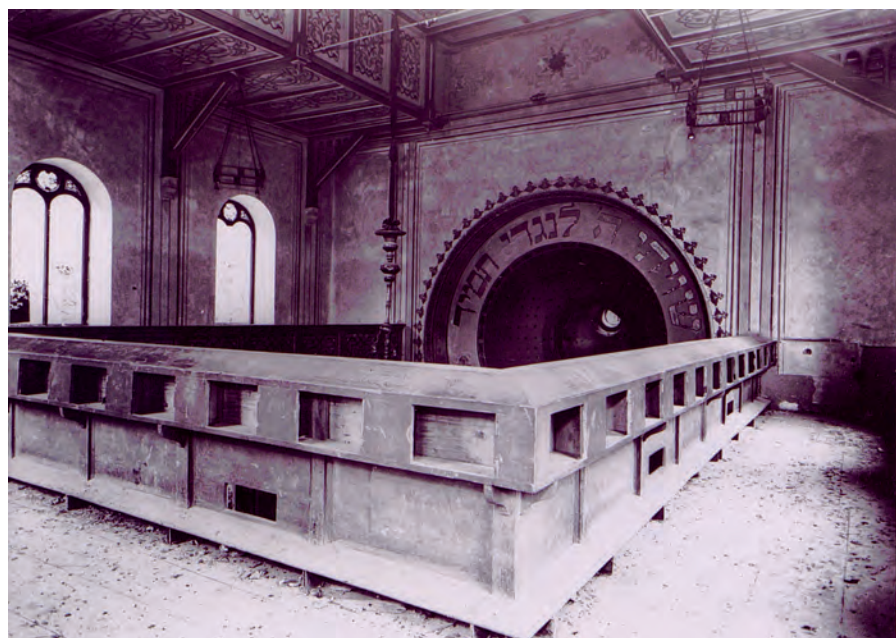
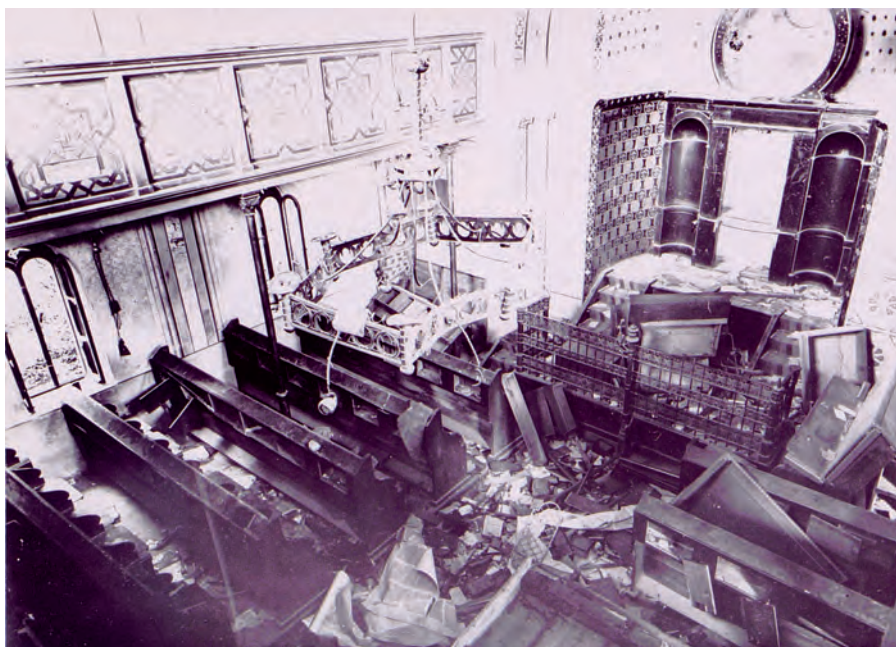
a–c) SW-Fotografien, 13 x 18 cm.

Staatsarchiv Würzburg, Staatsanwaltschaft Schweinfurt 639.

Literatur: Gerhard Gronauer – Cornelia Berger-Dittscheid, Art. Mellrichstadt. In: Synagogen-Gedenkband III/2.1, S. 760–798. – Vgl. auch Kat.-Nr. 7d.



Kat.-Nr. 10.1a–c



10.2 Ein Scheiterhaufen mitten im Dorf

10. November 1938

Pogrom in Frankenwinheim

Zweimal – im Oktober und November 1938 – überfielen SA-Leute aus Volkach und Gerolzhofen unter Mitwirkung örtlicher NSDAP-Mitglieder die 36 noch in Frankenwinheim (LK Schweinfurt) lebenden jüdischen Männer, Frauen und Kinder. Sie erniedrigten, verhöhnten und misshandelten die Bewohner auf besonders brutale Weise, zerstörten und plünderten ihren Besitz und ihre Synagoge. Auslöser für den ersten Pogrom Ende Oktober 1938 mit schweren Übergriffen auf die jüdische Bevölkerung war das Gerücht, ein Jude habe den örtlichen Brunnen vergiftet. Am Nachmittag des 10. November 1938 trieben Uniformierte und Zivilisten jüdische Frankenwinheimer und Lülfsfelder unter Fußtritten und Schlägen in die verwüstete Synagoge. Zum Spott band man ihnen Tücher, Bänder und Schals um und setzte ihnen Hüte auf. Sie mussten unter dem Gespött der Zuschauer im Spießrutenlauf die Trümmer der Inneneinrichtung auf einen brennenden Scheiterhaufen werfen, der mitten auf der Dorfstraße aufgetürmt war. Ein Lehrer mit seiner Schulkasse befand sich unter den Schaulustigen. Die unscharfen Fotografien bezeugen das schaurige Treiben.

14 SW-Fotografien, 7 x 10 cm.

Staatsarchiv Würzburg, Staatsanwaltschaft Schweinfurt 733.

Literatur: Cornelia Berger-Dittscheid, Art. Frankenwinheim. In: Synagogen-Gedenkbuch III/2.2, S. 1297–1325. – Vgl. auch Kat.-Nr. 3.2.





Kat.-Nr. 10.2 (Originalvorlagen der Bilder unscharf).

10.3 Der Fall Siegfried Krämer

- a) 15. Dezember 1938
Bitte der elfjährigen Edith Krämer aus Gerolzhofen um Freilassung ihres Vaters an die Gestapo Würzburg
- b) 1914–1918
Soldbuch von Siegfried Krämer aus Gerolzhofen
- c) 1939 (Austellungsdatum)
Kennkarte für Siegfried (Samuel) Krämer mit diffamierendem „J“ und Zwangsname „Israel“

Der jüdische Vieh- und Hopfenhändler Siegfried Krämer (geboren am 7. März 1883) aus Gerolzhofen (LK Schweinfurt) wurde als Frontkämpfer des Ersten Weltkriegs mit dem Eisernen Kreuz, dem Bayerischen Verdienstkreuz und dem Ehrenkreuz für Frontkämpfer ausgezeichnet. In den 1920er-Jahren war er Vorstandsmitglied im örtlichen Schützenverein, Mitglied im Krieger- und Veteranen-Verein sowie bei der Freiwilligen Feuerwehr. Mit der Behauptung, es geschehe zu ihrem eigenen Schutz, wurden während der Novemberpogrome jüdische Männer in Haft genommen. In Gerolzhofen waren sogar drei Frauen darunter. Die Frauen und die unter körperlichen Gebrechen leidenden Männer kamen kurz darauf wieder frei. Die übrigen als „lagerfähig“ eingestuften Männer wurden hauptsächlich in das Konzentrationslager Dachau verschleppt. Zu ihnen gehörte auch Siegfried Krämer, der nach dem Tod seiner Frau mit Tochter Edith allein lebte. Ediths Brief und die Tatsache, dass die Minderjährige ohne einen Erziehungsberechtigten zurückbleiben würde, führten zu Krämers Entlassung noch im Dezember 1938. Er bekam die Auflage, sich regelmäßig bei der Gendarmerie zu melden. Ediths ältere Schwester Hanni befand sich zu diesem Zeitpunkt bereits in den USA. Auch Edith gelangte im April 1939 mit einem Kindertransport nach England und von dort in die USA. Sie lebt heute 94-jährig in einem Seniorenheim in Seattle. Siegfried Krämers Versuche, seinen Kindern zu folgen, scheiterten. Die Stadt Gerolzhofen zog ihn zur Zwangsarbeit heran. Am 22. April 1942 wurde er mit anderen jüdischen Gerolzhöfern zur Sammelstelle Platzer Garten in Würzburg gebracht und von

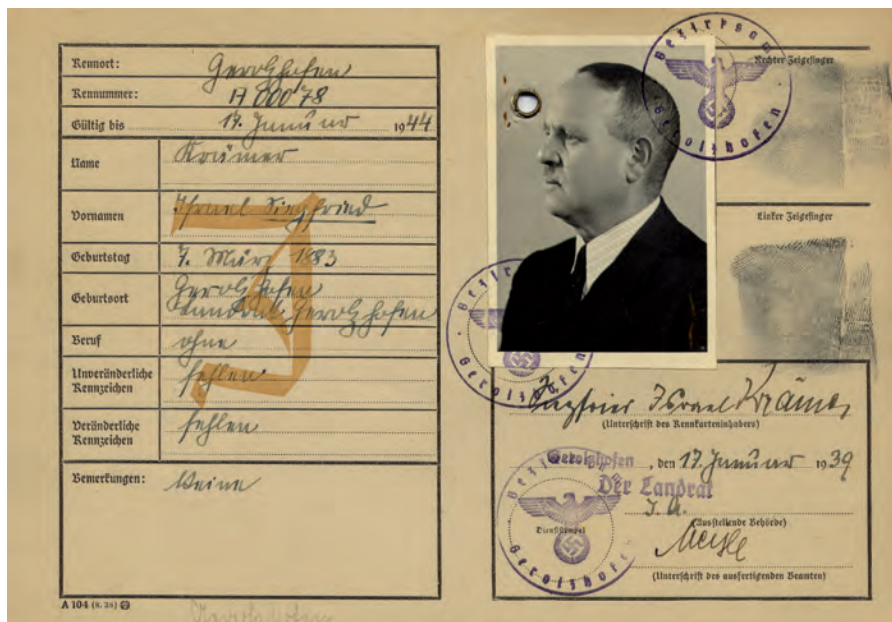
dort mit der größten mainfränkischen Deportation am 25. April in das Durchgangslager Kraśniczyn verschleppt. Er wurde mit allen Deportierten dieses Transports kurz darauf im Raum Lublin ermordet.

- a) Schreiben, Papier, 29,5 x 20,5 cm.
[„Gerolzhofen, den 5.12.38 / An die Geheime Staatspolizei Würzburg /
Betreff: Schutzhaftentlassung meines Vaters Siegfr. Krämer / geb. 7.III.83 /
K.L. Dachau / Ich bitte höfl. um Entlassung meines Vaters S. Krämer geb.
7.III.83. aus der Schutzhaft vom K.L. Dachau. Er war Frontkämpfer, besitzt
Auszeichnungen u. zwar Eisern. Kreuz, Bayer. Verdienstkreuz, Ehrenkreuz
für Frontkämpfer, wovon ich Urkunde beilege. Hoffe, dass meine Bitte um
Entlassung meines Vaters Gehör findet. Edith Krämer.“]
- b) Soldbuch, Papier, 14 x 9 cm.

Staatsarchiv Würzburg, Geheime Staatspolizei, Staatspolizeistelle Würzburg 4802.

- c) Kennkarte mit Passfoto, 10 x 14 cm (aufgeschlagen).
Stadtarchiv Gerolzhofen.

Literatur: Cornelia Berger-Dittscheid, Art. Gerolzhofen. In: Synagogen-Gedenkband III/2.2, S. 1326–1364 (nach Staatsarchiv Würzburg, Geheime Staatspolizei, Staatspolizeistelle Würzburg 4802).



10.4 Zerstörung und Abbruch

Frühjahr 1939

Otto Kraus, Abbruch der Synagoge von Bad Kissingen

Das Innere der Bad Kissinger Synagoge brannte am 10. November 1938, doch Außenmauern und Kuppel blieben intakt. Bald danach kaufte die Stadt das Grundstück mit der Synagoge und dem jüdischen Gemeindehaus für 16.500 RM. Dabei hatte der Synagogenneubau die jüdische Gemeinde 150.000 RM gekostet. Trotz gut erhaltener Bausubstanz wurde die Synagoge im April 1939 – noch vor der Kur-saison – abgerissen. Die Beseitigung des angeblichen „Schandflecks“ war es der Stadt Bad Kissingen wert, Kosten in Höhe von 29.841,04 RM für den Abbruch aufzuwenden.

Der junge Künstler Otto Kraus malte die Synagoge während der Abbrucharbeiten. Er wurde entdeckt und denunziert. Das von der Kriminalpolizei beschlagnahmte Bild erhielt der Maler nach dem Krieg wieder zurück. Heute ist das Ölgemälde Teil der Dauerausstellung „Jüdisches Leben in Bad Kissingen“ im ehemaligen jüdischen Gemeindehaus.

Ölgemälde, 30 x 26 cm, signiert „Otto Kraus 1939“.

Stadtarchiv Bad Kissingen, Dauerausstellung jüdisches Leben in Bad Kissingen.

Literatur: Hans-Jürgen Beck – Rudolf Walter, Jüdisches Leben in Bad Kissingen, Bad Kissingen 1990, S. 44, 129–133. – Vgl. Cornelia Berger-Dittscheid – Hans-Jürgen Beck, Art. Bad Kissingen. In: Synagogen-Gedenkband III/2.1, S. 47–105. – Vgl. S. 82 in diesem Katalog.



Kat.-Nr. 10.4

Zerstörung und Bewahrung des jüdischen Erbes nach der Schoa

Bis zum Ende der Schoa war etwa ein Sechstel des Gesamtbestands der unterfränkischen Synagogen zerstört. Nach der Schändung durch die Nationalsozialisten und ihrer Zweckentfremdung überdauerte bei den meisten zumindest die Bausubstanz. Die Raumnot erzwang die Umnutzung als Wohnung, Lager, Werkstatt oder Feuerwehrhaus. An manchen Orten wurden Fremdarbeiter, später Flüchtlinge und Zwangsarbeiter in den ehemaligen Synagogen und jüdischen Einrichtungen untergebracht.

Ab 1947/1948 wurde das noch erhaltene jüdische Eigentum in den Besitz der JRSO überführt, die sich um das Schicksal der erbenlosen Liegenschaften kümmerte. Für den widerrechtlich angeeigneten jüdischen Besitz mussten die Bundesrepublik Deutschland als Vertreterin der ehemaligen Reichsvereinigung der Juden in Deutschland, Kommunen, Institutionen und Privatleute Ausgleichszahlungen an die JRSO leisten. Nach der Zahlung der festgelegten Entschädigungssummen wurden die Objekte aus der Vermögenskontrolle entlassen, zurückgegeben oder zum Verkauf angeboten. An den Synagogen hatte die JRSO kein Interesse wegen der damals von ihr vertretenen Auffassung, jüdisches Leben besitze in Deutschland keine Zukunft mehr.

So setzte sich die Zerstörung der jüdischen Gotteshäuser bis weit in die 1990er-Jahre fort. Viele Ortsbewohner negierten die Existenz einer Synagoge, um die unangenehme Erinnerung an die NS-Vergangenheit an ihrem Ort abzuschütteln. Aber auch der denkmalpflegerische Wert vieler auf dem Land erhaltener Synagogen wurde lange nicht erkannt. In der in den Jahren 1985 und 1986 veröffentlichten ersten Denkmalliste nach Inkrafttreten des Denkmalschutzgesetzes 1973 wurden 19 ehemalige unterfränkische Synagogen erfasst. 1994 waren es 26 Bauten, heute stehen 53 ehemalige jüdische Gotteshäuser unter Denkmalschutz. Der sich hier abzeichnende veränderte Denkmalsbegriff sowie der zunehmend offene und sensible Umgang mit dem jüdischen Kulturerbe lassen sich an den erfolgreichen Synagogensa-

nierungen in Unterfranken ablesen, die in den 1980er-Jahren ihren Anfang nahmen. Dabei bedeutete die Restaurierung der ehemaligen Synagoge von Veitshöchheim ab 1986 einen entscheidenden Wendepunkt. Nach seiner Neueinweihung im Jahr 1994 wird das Bauwerk als Synagoge und Museum genutzt. Mit dem dort angesiedelten Genisaprojekt besitzt Veitshöchheim überregionale Bedeutung für die Erforschung und Pflege der jüdischen Sachkultur auf dem Land.

Den Forschungen eines Würzburger Lokalhistorikers ist die Wiederentdeckung der bereits 1911 aufgegebenen und zum Wohnhaus umgebauten Synagoge in Allersheim in den 1990er-Jahren zu verdanken. Das unscheinbare, 1997 unter Denkmalschutz gestellte Fachwerkhäuslein birgt Betsaal, Rabbinerwohnung und Mikwe unter einem Dach. Sein Schicksal stellt unter den vor dem Abriss geretteten jüdischen Kulturdenkmälern eine Besonderheit dar. Mangelnde Pflege ließ das ab 1740 errichtete Gebäude zu einer Ruine verkommen, die den Dorfbewohnern als „Schandfleck“ und Verkehrshindernis ein Dorn im Auge war. Der Besitzer drängte auf Abbruch, auch die Kommune sah keine Nutzungsperspektiven für das Baudenkmal (2010). Nach einer bauhistorischen Untersuchung durch Vermittlung der Denkmalfachbehörde wurde die ehemalige Synagoge 2014 in einer spektakulären Aktion Wand für Wand in Allersheim abgetragen, als erstes jüdisches Gotteshaus Bayerns in das Fränkische Freilandmuseum Bad Windsheim transferiert und dort wieder aufgebaut.⁴⁷

Einige Jahrzehnte früher rettete die erfolgreiche Arbeit des 1982 gegründeten Fördervereins Ehemalige Synagoge Kitzingen das bereits dem Untergang geweihte jüdische Gotteshaus, dessen Abbruch der Kitzynger Stadtrat im Jahr 1976 mit großer Mehrheit beschlossen hatte. Seit der Eröffnung 1993 dient die vorbildlich restaurierte ehemalige Synagoge von Kitzingen nicht nur als Veranstaltungsort, Bibliothek und Archiv, sondern besitzt auch einen liturgiefähigen kleinen Gebetsaal. Jüdische Gottesdienste können ebenfalls in der historischen Synagoge von Veitshöchheim und in dem einstigen jüdischen Gemeindehaus in Bad Kissingen gefeiert werden. Insgesamt werden

⁴⁷ Axel Töllner – Hans-Christoph Haas, Art. Bütthard mit Allersheim. In: Synagogen-Gedenkband III/1, S. 585–603.



Shalom Europa (Foto: Hans-Christoph Dittscheid 2021).

heute mindestens zehn größtenteils gut sanierte Synagogen museal bzw. kulturell genutzt. In den Synagogen von Höchberg, Mainstockheim und Sommerhausen feiern evangelische und katholische Chris-

ten ihre Gottesdienste. Die Synagoge von Reichenberg war von 1950 bis 1972 katholische Kirche und dient heute Wohnzwecken.

Für die Entdeckung und Sanierung von Synagogen spielen auch Umbaupläne eine wichtige Rolle. Mit ihrer Hilfe ist bereits ohne Autopsie erkennbar, wieviel Bausubstanz noch erhalten ist. Manchmal lassen aber auch der Augenschein und ein Blick auf die Gebäudekubatur die einstige Substanz erkennen. An einigen Orten ist so die bewusst oder unbewusst tradierte Überlieferung, die Synagoge sei abgerissen und durch einen Neubau ersetzt worden, zu revidieren.

Von den um das Jahr 1930 existierenden 112 unterfränkischen Synagogen sind etwa 65 % noch in ihren Außenmauern erhalten, die meisten zu Wohnhäusern umgebaut. Besonders gefährdet sind gerade die seit vielen Jahren leer stehenden und einsturzgefährdeten ehemaligen Synagogen von Rimpf und Laudenbach. In Laudenbach setzt sich seit 2013 ein Förderkreis sehr engagiert für den Erhalt der Synagoge ein.⁴⁸

Die einzige aktive jüdische Gemeinde Unterfrankens besteht in Würzburg. Die nach dem Krieg wieder entstandene Gemeinde eröffnete 1970 ein damals avantgardistisch anmutendes jüdisches Gotteshaus, das der erfolgreiche Frankfurter Architekt Hermann Zvi Guttmann (1917–1977) entwarf. Diese Synagoge ist heute integriert in das 2006 eingeweihte Gemeindezentrum Shalom Europa.⁴⁹

⁴⁸ Zur Rolle von Wissenschaft und Denkmalpflege im Umgang mit dem jüdischen Kulturerbe siehe ausführlich Hans-Christof Haas, 100 Jahre Schutz und Zerstörung. Der Umgang mit Denkmälern jüdischer Kultur in Unterfranken von 1911 bis 2011. In: *Die Denkmalpflege* 69/2 (2011) S. 121–132. – Das Kapitel „Zerstörung und Bewahrung des jüdischen Erbes nach der Schoa“ referiert teilweise den Inhalt von Hans-Christof Haas' Aufsatz.

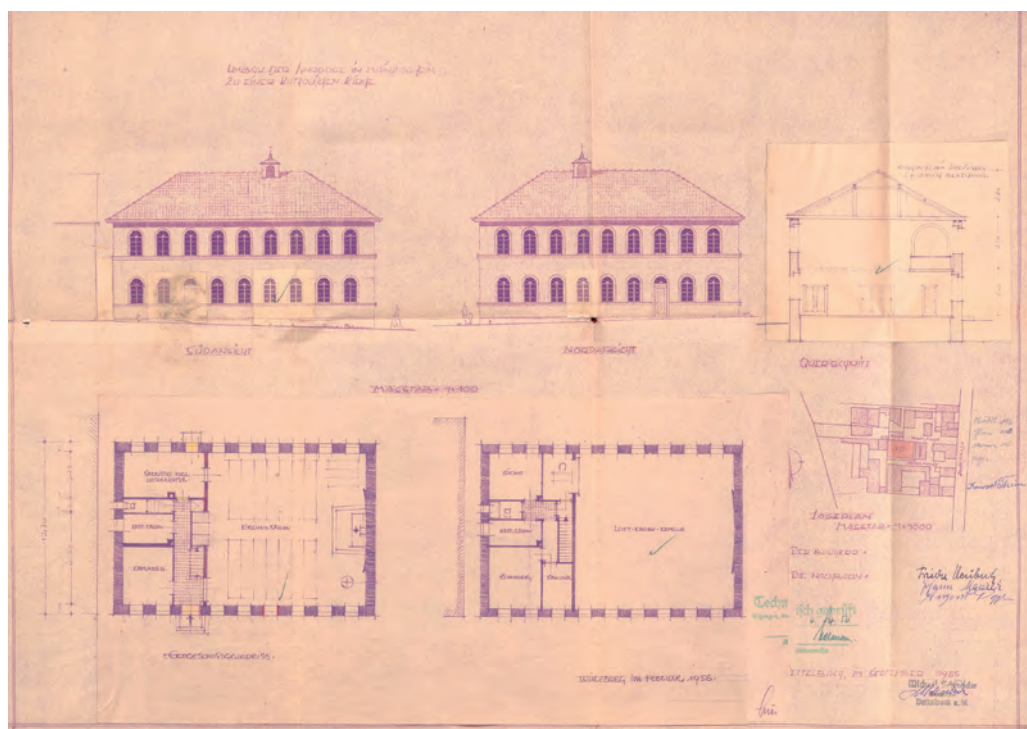
⁴⁹ Elmar Schwinger – Hans-Christoph Dittscheid – Hans Schlumberger, Art. Kitzingen. In: *Synagogen-Gedenkband III/2.2*, S. 1039–1102. – Cornelia Berger-Dittscheid – Axel Töllner, Art. Würzburg. In: *Synagogen-Gedenkband III/1*, S. 483–560.

11.1 Umbau zur katholischen Kirche St. Gumbertus

1955/1956

Mainstockheim, Umbauplan für die ehemalige Synagoge

Während des Novemberpogroms wurde das Innere der Mainstockheimer Synagoge (LK Kitzingen) verwüstet und die wertvollen Ritualien gestohlen. Die Nähe zu den Nachbarhäusern verhinderte eine Brandlegung, sodass die Bausubstanz erhalten blieb. Während des Krieges nutzte die NS-Volkswohlfahrt den einstigen Betsaal als Durchgangslager für Flüchtlinge. Später folgte der Einbau von Wohnungen und einer kleinen chemischen Fabrik. Der Betsaal erhielt eine Zwischendecke und wurde in kleinere Räume unterteilt. Im Erdgeschoss befand sich eine Doppelgarage, für deren Einfahrt man eine breite Öffnung in die Nordwand brach. Der im westlichen Teil des



Gebäudes befindliche ehemalige Schul- und Wohntrakt blieb vorläufig erhalten. Im Jahr 1955 kaufte die katholische Gemeinde das Synagogengebäude von der JRSO und baute es zur Kirche St. Gumbertus um. Wie dem Plan zu entnehmen ist, wurde der zerstörte Fassadenbereich zurückgebaut, aber die ursprüngliche Raumaufteilung und Eingangssituation wurden verändert. Die unter der Tektur befindlichen Grundrisse zeigen in Gelb (Abriss) den vorgefunden Bauzustand mit der ursprünglich den Betsaal und den Schultrakt trennenden kräftigen Zwischenwand sowie die Einbauten der Nachkriegszeit, in Rot ist das neu ergänzte Mauerwerk gekennzeichnet (s.a. Abb. S. 62).

Plan, Lichtpause, Abbruch gelb, Neubau rot, 52,7 x 73,6 cm.

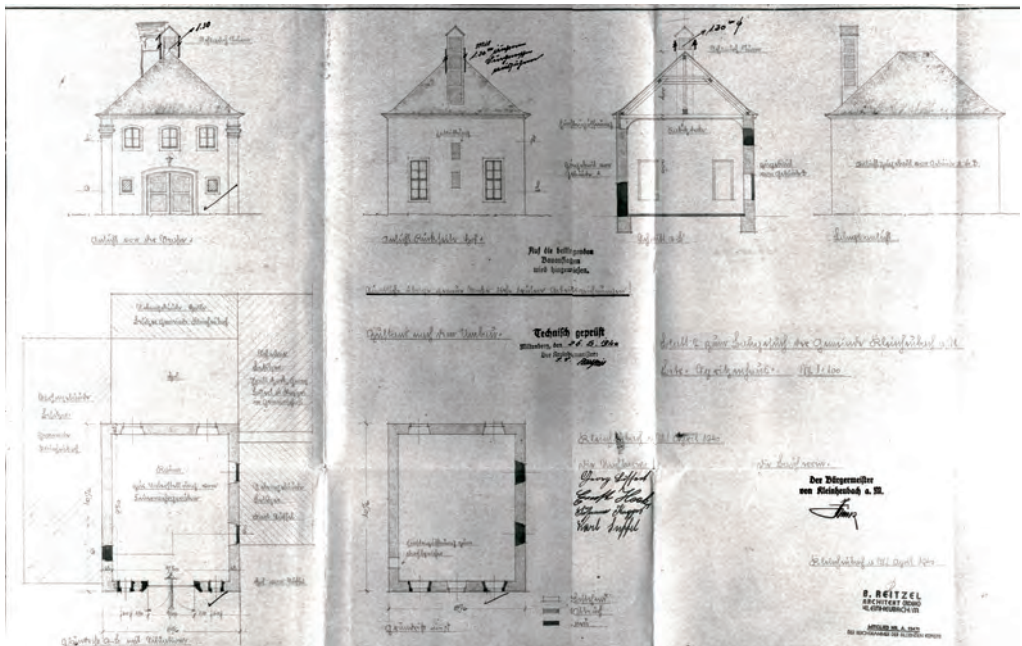
Staatsarchiv Würzburg, Bezirksamt/LRA Kitzingen, Baugenehmigungsakten 203/1956.

Literatur: Hans Schlumberger – Cornelia Berger-Dittscheid, Art. Mainstockheim. In: Synagogen-Gedenkband III/2.2, S. 1137–1157.

11.2 Lagerhaus für die Feuerwehr und eine hebräische Inschrift über dem Garagentor

- a) April 1940
Kleinheubach, Umbau der ehemaligen Synagoge zum Lagerhaus für die Freiwillige Feuerwehr
- b) 2011
Kleinheubach, ehemalige Synagoge mit halb geöffnetem Garagentor in der Westfassade

Am 10. November 1938 wurden die Inneneinrichtung der Synagoge von Kleinheubach (LK Miltenberg) geschändet und verwüstet, ihre Ritualien, die Eingangstüre und die Fenster zerstört. Das Vorhaben der NSDAP-Ortsgruppe, das Haus zu einem HJ-Heim umzubauen und alle „orientalisch-wüstenländischen Erinnerungen“ auszumerzen – so der Ortsgruppenleiter –, wurde nicht verwirklicht. Dagegen erwarb die Marktgemeinde den Bau im Oktober 1939 zum Spottpreis von 600 Reichsmark und ließ ihn zu einem Lagerraum für die Feuerwehr umbauen. Der Bauplan von 1940 zeigt die durchgeführten



Kat.-Nr. 11.2a

Maßnahmen. Den empfindlichsten Eingriff bedeutete der Einbruch eines drei Meter breiten Holztores in die Westfassade – das einstige Schmuckstück der Synagoge. Ein Turm zum Trocknen der Feuerwehrschläuche und zwei Entlüftungsvorrichtungen am ehemaligen Platz des Toraschreins komplettierten das zerstörerische Werk. 1969 kam das Gebäude in Privatbesitz und wird bis heute als Lager- und Abstellraum genutzt. Mit Unterstützung des Landesamts für Denkmalpflege, der Marktgemeinde Kleinheubach, des Landratsamts Miltenberg und des Bezirks Unterfranken erfolgte im Jahr 1993 eine umfassende Renovierung der Fassade des denkmalgeschützten Bauwerks. Während der Arbeiten fand sich der in sechs Teile zerbrochene alte Türsturz der Synagoge mit hebräischer Inschrift (Text s. S. 60; Psalm 118, 20). Er wurde über der breiten Toröffnung von 1940 angebracht, die heute mit einem Kipp-Garagentor verschlossen ist. Diese Kombination befremdet umso mehr, als die Portalgewände und die



Kat.-Nr. 11.2b

Türflügel nur als Attrappe auf das Tor gemalt sind. Die Absicht der Baumaßnahme, die Rückführung der Fassade in den Zustand der Nutzung als Gottesdienstraum bis 1938, ist auch insofern verfehlt, als die über den seitlichen Rundbogenfenstern angebrachten ovalen Fensteröffnungen wohl aus Unkenntnis nicht ergänzt wurden.

- a) Plan, Lichtpause, 42,5 x 60 cm, Abbruch und neue Wandstücke farbig markiert.
Staatsarchiv Würzburg, Bezirksamt/LRA Miltenberg, Baugenehmigungsakten 73/1940.
- b) Zustand 2011.
Farbfoto: Axel Töllner.

Literatur: Axel Töllner – Cornelia Berger-Dittscheid, Art. Kleinheubach. In: Synagogen-Gedenkband III/1, S. 404–423..

Allgemeines Literaturverzeichnis

Stefan Fischbach – Ingrid Westerhoff, „... und dies ist die Pforte des Himmels“. Synagogen Rheinland-Pfalz – Saarland, hrsg. vom Landesamt für Denkmalpflege Rheinland-Pfalz mit dem Staatlichen Konservatorenamt des Saarlandes und dem Synagogue Memorial Jerusalem, Mainz 2005 (zit. **Fischbach – Westerhoff, Pforte**).

Ursula Gehring-Münzel, Vom Schutzjuden zum Staatsbürger. Die gesellschaftliche Integration der Würzburger Juden 1803–1871 (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Würzburg 6), Würzburg 1992 (zit. **Gehring-Münzel, Schutzjuden**).

Harold Hammer-Schenk, Synagogen in Deutschland. Geschichte einer Baugattung im 19. und 20. Jahrhundert (1780–1933), 2 Bände (Hamburger Beiträge zur Geschichte der deutschen Juden 8), Hamburg 1981 (zit. **Hammer-Schenk, Synagogen**).

Theodor Harburger, Die Inventarisierung jüdischer Kunst- und Kulturdenkmäler in Bayern, hrsg. von den Central Archives for the History of the Jewish People, Jerusalem und dem Jüdischen Museum Franken in Fürth und Schnaittach, 3 Bände, Fürth 1998 (zit. **Harburger, Inventarisierung**).

Jüdisches Museum München – Museum für Franken in Würzburg (Hrsg.), „Sieben Kisten mit jüdischem Material“. Von Raub und Wiederentdeckung 1938 bis heute, Berlin-Leipzig 2018 (zit. **Jüd. Museum München – Museum f. Franken, Kisten**).

Katrin Keßler, Ritus und Raum der Synagoge. Liturgische und religionsgesetzliche Voraussetzungen für den Synagogenbau in Mitteleuropa (Schriftenreihe der Bet Tfila-Forschungsstelle für Jüdische Architektur in Europa 2), Petersberg 2007 (zit. **Keßler, Ritus**).

Simon Paulus, Die Architektur der Synagoge im Mittelalter. Überlieferung und Bestand (Schriften der Bet Tfila-Forschungsstelle für Jüdische Architektur in Europa 4), Petersberg 2007 (zit. **Paulus, Architektur**).

„Mehr als Steine ...“ Synagogen-Gedenkband Bayern (= Gedenkbuch der Synagogen in Deutschland 3) Band I (Oberfranken, Oberpfalz, Oberbayern, Niederbayern, Schwaben), hrsg. von Wolfgang Kraus, Berndt Hamm, Meier Schwarz, bearb. von Barbara Eberhardt, Angela Hager, Cornelia Berger-Dittscheid, Hans-Christof Haas und Frank Purrmann, mit einem Beitrag von Andreas Heusler, Lindenberg i. Allgäu 2007.

„Mehr als Steine ...“ Synagogen-Gedenkband Bayern (= Gedenkbuch der Synagogen in Deutschland 3) Band II (Mittelfranken), hrsg. von Wolfgang Kraus, Berndt Hamm, Meier Schwarz, bearb. von Barbara Eberhardt, Cornelia Berger-Dittscheid, Hans-Christof Haas und Angela Hager, unter Mitarbeit von Frank Purrmann und Axel Töllner, mit einem Beitrag von Katrin Keßler, Lindenberg i. Allgäu 2010 (zit. **Synagogen-Gedenkband II**).

„Mehr als Steine ...“ Synagogen-Gedenkband Bayern (= Gedenkbuch der Synagogen in Deutschland 3) Band III/1 (Unterfranken, westliche Landkreise/kreisfreie Städte: Aschaffenburg, Main-Spessart, Miltenberg, Würzburg), hrsg. von Wolfgang Kraus, Hans-Christoph Dittscheid, Gury Schneider-Ludorff, bearb. von Axel Töllner, Cornelia Berger-Dittscheid, Hans-Christof Haas und Hans Schlumberger, unter Mitarbeit von Gerhard Gronauer, Jonas Leipziger und Liesa Weber, mit einem Beitrag von Roland Flade, Lindenberg i. Allgäu 2015 (zit. **Synagogen-Gedenkband III/1**).

„Mehr als Steine ...“ Synagogen-Gedenkband Bayern (= Gedenkbuch der Synagogen in Deutschland 3) Band III/2 in zwei Teilbänden (Unterfranken, östliche Landkreise/kreisfreie Städte: Bad Kissingen, Haßberge, Rhön-Grabfeld, Kitzingen, Schweinfurt), hrsg. von Wolfgang Kraus, Hans-Christoph Dittscheid, Gury Schneider-Ludorff, bearb. von Cornelia Berger-Dittscheid, Gerhard Gronauer, Hans-Christof Haas, Hans Schlumberger und Axel Töllner, unter Mitarbeit von Hans-Christoph Dittscheid, Johannes Sander und Elmar Schwinger, mit Beiträgen von Andreas Angerstorfer und Rotraud Ries, Lindenberg i. Allgäu 2021 (zit. **Synagogen-Gedenkband III/2.1** und **Synagogen-Gedenkband III/2.2**).

Abkürzungen

Art.	Artikel
CAHJP	Central Archives for the History of the Jewish People, Jerusalem
hebr.	hebräisch
JRSO	Jewish Restitution Successor Organization
LG ä.O.	Landgericht älterer Ordnung
LK	Landkreis
LRA	Landratsamt
RM	Reichsmark
SW	Schwarz-Weiß
zit.	zitiert

Erklärung verwendeter Fachbegriffe

Für weitere Definitionen ist das umfangreiche Glossar in den Synagogen-Gedenkbänden (III/1, III/2.2) zu konsultieren.

Akroter, Akroterion (gr. höchster Teil): Plastische Figuren oder Ornamentaufsätze (Palmetten, Akanthus), die den Scheitel und die Ecken eines Giebels krönen.

Almemor: Andere, ursprünglich aus dem Arabischen (almimbar) stammende Bezeichnung für die Bima. Die Bima war auch ursprünglicher Aufbewahrungsort des Memorbuchs.

Apsis (griech. Krümmung): Halbkreisförmiger, von einer Halbkuppel überwölbter kleiner Raum, der einem größeren Hauptraum angefügt oder eingefügt ist und sich zu diesem öffnet. Seit dem 12. Jahrhundert auch über polygonalem Grundriss. Im Synagogenbau des 19. Jahrhunderts Standort des Toraschreins.

Aron ha-Kodesch: siehe Toraschrein.

Aschkenas, aschkenasisch: In der rabbinischen Literatur des Mittelalters wird der Begriff Aschkenas als geographische Bezeichnung für Deutschland gebraucht. Nach der Emigration von Juden aus den deutschen Gebieten ab dem 13./14. Jahrhundert wird die Bezeichnung auf die aus Nordfrankreich, England und Norditalien stammenden Juden übertragen. Sie unterscheiden sich von den sefardischen, den von der iberischen Halbinsel vertriebenen Juden, unter anderem in der gottesdienstlichen Liturgie und der Aussprache des Hebräischen und Aramäischen.

Bima: Erhöhter, abgegrenzter Platz in der Synagoge, von dem aus die Tora vorgelesen wird. Ursprünglich nur leichte Erhöhung des Fußbodens, später immer dominierender und in kunstvoller Arbeit ausgeführt. Synonym: Almemor.

Chuppastein (Hochzeitsstein): Stein an der Außenwand mancher Synagogen, meist mit einem Stern und der (oft abgekürzten) hebrä-

ischen Aufschrift Gut Glück – Stimme der Freude und Stimme des Jubels, Stimme des Bräutigams und Stimme der Braut (Jer. 7,34 u. 33,12). An ihn warf der Bräutigam am Ende der Hochzeitszeremonie einen zerbrechlichen Gegenstand, meist ein Weinglas.

Displaced Persons (DPs): Bezeichnung für die Personen, die infolge des Zweiten Weltkriegs aus ihrer Heimat vertrieben und verschleppt wurden, darunter Zwangsarbeiter, Kriegsgefangene und Häftlinge der Konzentrationslager.

Estrade: Erhöhter Teil des Fußbodens.

Firststange: Erhöhung der Synagoge durch eine Stange auf dem Dachfirst; Hilfskonstruktion, damit die Synagoge höchstes Gebäude an einem Ort ist.

Halacha (hebr. Gehen, Wandel): Die Ge- und Verbote aus der Bibel und der Traditionsliteratur, nach denen das jüdische Leben – der Lebenswandel von Jüdinnen und Juden – gestaltet werden soll.

Hammerbalken-Dach (engl. hammer-beam-roof): Eine in England verbreitete offene hölzerne Dachkonstruktion.

Haskala (hebr. Vernunft, Intellekt): Hebräischer Begriff für die jüdische Aufklärung. Verbreitete sich am Ende des 18. Jahrhunderts von Berlin und Preußen in ganz Europa. Ziele waren die Bildung und Aufklärung aller Jüdinnen und Juden, die gleichberechtigte Teilhabe an der deutschen und europäischen Aufklärung.

JRSO (Jewish Restitution Successor Organization): 1947 in New York gegründete Organisation, die sich in der amerikanischen Besatzungszone um die Rückerstattung unrechtmäßig erworbenen jüdischen Eigentums kümmerte.

Kehilla (hebr. Versammlung): Ortsgemeinde.

Memorbuch (abgeleitet von Almemor als seinem ursprünglichen Aufbewahrungsort): Gedenkbuch der jüdischen Gemeinden mit Eintragungen der Märtyrer während der Zeiten der Judenverfolgungen.

Mikwe (hebr. Sammelplatz des Wassers): Im Volksmund auch als Tauche, Duck oder Tunk bezeichnet. Rituelles Tauchbad, das im

Grundbestand mit lebendigem Wasser (Quelle, Bach- oder Flusswasser, Grundwasser, Regenwasser) gespeist wird. Das vollständige Untertauchen in der Mikwe dient der Wiederherstellung der rituellen Reinheit z.B. nach der Menstruation, der Berührung eines Toten oder bestimmten Krankheiten. Auch Gegenstände wie Geschirr werden zuweilen in Mikwen gereinigt.

Minjan (hebr. Zählung): Mindestanzahl von zehn religiös volljährigen Männern (Bar Mizwa), die zur Abhaltung eines Gottesdienstes nötig sind. In Reformgemeinden zählen auch Frauen zum Minjan.

Misrach (hebr. Osten): Gebetsrichtung nach Jerusalem. Über dem Toraschrein befand sich an der Ostwand das Misrachfenster. Nach der rabbinischen Tradition betet Daniel dreimal am Tag bei offenem Fenster in Richtung Jerusalem (Dan 6,11).

Okulus (lat. oculus: Auge): Rundfenster.

Pallisch: Aus einem kleinen Raum bestehende Vorhalle an der Synagoge, mit Handwaschbecken für die rituelle Reinigung ausgestattet.

Pogrom (russ. Verwüstung, Zerstörung): Bezeichnung für Judenverfolgung.

Rabbiner (Rav, Reba): Gesetzeskundiger, der aktuelle Fragen der Anwendung der Tora entscheidet. Langjährige Ausbildung in Talmudschulen.

Risalit (ital. risalto: Vorsprung, Vorbau): Ein in voller Höhe eines Baus vor dessen Flucht tretender Bauteil mit Giebel oder eigenem Dach, hauptsächlich im barocken Profanbau.

Ritualbad: siehe Mikwe.

Schabbat / Sabbat: Siebter, heiliger Tag der Woche, der der Ruhe und der Erinnerung an die göttliche Welterschöpfung und die Befreiung Israels aus ägyptischer Sklaverei dient. Beginn der Feier am Freitagabend, Ende am Samstagabend nach Einbruch der Dunkelheit.

Stand / Stände: Gebetspult in der Synagoge, diente der Aufbewahrung von Büchern und Gewändern.

Subsellien (lat. niedere Bank, Sitz): Im 19. Jahrhundert für Schulbänke und feststehende Sitzbänke in Kirchen und Synagogen.

Talmud: Grundwerk des Judentums, das aus jahrhundertelanger Diskussion und Überlieferung entstanden ist.

Toraerker: Bauliche, nach außen auskragende Nische zur Aufbewahrung der Torarollen.

Toramantel: Die Torarolle wird mit einem kostbar bestickten Mantel verhüllt und geschützt.

Torarolle: Der Text der Tora – der fünf Bücher Moses – von Toraschreibern sorgfältig auf Pergament geschrieben und auf zwei Stäben aufgerollt.

Toraschild (hebr. Tass): Silberner Schild, der über den Toramantel gehängt wird und den Namen des Festes trägt, an dem die Torarolle verwendet wird.

Toraschrein: Das Behältnis, in dem man in der Synagoge die Torarollen aufbewahrt. Im Mittelalter meist einfach eine Nische in der Ostwand, später auch ein hölzerner Schrank, umgeben von einer Rahmenarchitektur ähnlich christlichen Barockaltären, aber auch als einfache Ädikula gestaltet.

Torawimpel (hebr. Mappa): Beschneidungswimpel aus einer oft kunstvoll bestickten Windel, die ein Junge bei seiner Beschneidung getragen hat. Später wird sie in vier Streifen geteilt und zusammengeñäht. Das Stoffband wird um die Torarollen gewunden als Zeichen für die erhoffte Toratreue des Jungen.

Leihgaben und Vorlagen für Reproduktionen

Architekturmuseum der Technischen Universität München

Bayerisches Hauptstaatsarchiv, München

Central Archives for the History of the Jewish People, Jerusalem

Landesamt für Digitalisierung, Breitband und Vermessung, München

Landesarchiv Thüringen, Staatsarchiv Meiningen

Museen der Stadt Miltenberg

Museum für Franken – Staatliches Museum für Kunst- und Kulturgeschichte in Würzburg

Sammlung Reinhold Albert

Sammlung Willi Dürrnagel

Sammlung Cordula Kappner

Staatsarchiv Würzburg

Stadt- und Stiftsarchiv Aschaffenburg

Stadtarchiv Bad Kissingen

Stadtarchiv Gerolzhofen

Stadtarchiv Würzburg

Fotos

Cornelia Berger-Dittscheid

Hans-Christoph Dittscheid

Hermann Neubert

Friedhelm Pieper

Stefan Polster

Johannes Sander

Axel Töllner

112 Synagogenorte in Unterfranken, um 1930



Israelitische Kultusgemeinde
Würzburg und Unterfranken



Bausubstanz zum größten Teil erhalten



Verlust

kursiv

religiöse, museale und kulturelle Nutzung der Synagoge

